1,70 DM / Band 32
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Der Koloss von New York

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 32

Der Koloß von New York

Das *Ding* war fast hundert Yards hoch – ein Gigant aus Stahl und Kupfer und Stein. Es symbolisierte die Freiheit. Und es brachte den Tod.

Denn mit der gewaltigen Statue war noch etwas anderes, unglaublich Fremdes nach New York gekommen; etwas, das sich nun zu regen begann, das seine unsichtbaren Klauen nach der Stadt ausstreckte. Und das auf der Suche war: nach einem Mann, den es töten mußte. Nach einem jungen, zierlichen Mädchen, dessen Geist das *Böse* in sich trug. Nach einem Buch, dem es dienen konnte.

Der Mann war Robert Craven.

Das Mädchen war Priscylla.

Und das Buch das NECRONOMICON…

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über; nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitet ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen hin nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne, dem die Kraft eines Samson innewohnt. Er und Howard waren nach der Krakatau-Katastrophe lange verschollen und tauchen nun unter mysteriösen Umständen in New York wieder auf.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom

wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kräfte des Bösen Untertan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Necron – Unter diesem Namen versuchte Abdul Alhazred, das NECRONOMICON, das ihm einst von Roderick Andara geraubt wurde, zurückzubekommen – was ihm auch gelang. Er erfuhr von den Sieben Siegeln der Macht, die, zusammengefügt, in der Lage sind, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Drei waren bereits in seinem Besitz, als es Robert Craven gelang, ihn endgültig zu vernichten.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in Necrons Gefangenschaft. Als Robert sie endlich befreien kann, muß er erkennen, daß Necron ihren Geist mit dem des NECRONOMICON verschmolzen hat!

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen...

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Philipp dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr ist Jean Balestrano.

* * *

Es war sehr dunkel. O'Connellys Karbidlampe warf einen schwankenden Kreis blasser Helligkeit auf das Kopfsteinpflaster, aber alles, was jenseits der flackernden Grenze lag, die im gleichen Tempo vorrückte wie der fast siebzigjährige Ire, schien dafür doppelt dunkel.

Dabei, dachte O'Connelly mißmutig, hätte es eigentlich recht hell sein müssen, denn wenn er dem Kalender – und dem Nörgeln seiner Frau, die in Vollmondnächten noch empfindlicher und grantiger wurde, als sie ohnehin schon war – glauben konnte, dann war Vollmond; und O'Connelly hatte keinen einzigen vernünftigen Grund, an einem von beiden zu zweifeln.

Was nichts daran änderte, daß es stockfinster war. Und das, obgleich sich am Himmel nicht die kleinste Wolke zeigte. O'Connelly blieb stehen, setzte die Karbidlampe vorsichtig auf einen Mauervorsprung, rieb die Hände dicht vor dem Gesicht aneinander und blies hinein. Es war kalt, der Jahreszeit zum Trotz, und seine Finger waren klamm und taten ein wenig weh; aber das taten sie in letzter Zeit eigentlich immer. Die Gicht hatte ihn nach siebzig Jahren nun doch eingeholt und gönnte ihm schon jetzt einen kleinen Vorgeschmack auf das, was er in den letzten Jahren seines Lebens zu erwarten hatte.

Irgendwo, auf der anderen Seite der massigen Reihe geduckter schwarzer Schatten, zu denen die Lagerschuppen in der Nacht zusammengeschmolzen waren, erscholl der klagende Ruf eines Nebelhorns, kurz darauf antwortete ein gleichartiger, aber sehr viel leiserer Laut vom offenen Meer her auf das Geräusch, und noch bevor es verklang, begann irgendwo in der Stadt eine Glocke zu schlagen. Eins... zwei... drei... O'Connelly zählte die Schläge aufmerksam mit, obwohl er erst vor einer halben Stunde auf seine Taschenuhr geblickt hatte und auch ohne sie ziemlich genau gewußt hätte, wie spät es war. Zwölf. Mitternacht. Der beinahe kahlköpfige Schotte lächelte flüchtig in sich hinein und fügte in Gedanken das Wort: Geisterstunde hinzu. Gleichzeitig huschte der Blick seiner trübe gewordenen Augen über die finsteren Silhouetten der Lagerschuppen, die sich auf der anderen Seite der Straße erhoben wie die Wehrmauer einer bizarren, mittelalterlichen Burg.

Dahinter, nur noch als Schemen vor der Farbe der Nacht zu erahnen, reckten sich die Skelette der modernen Krananlagen in den Himmel, die die Docks in den letzten Jahren zu überwuchern begonnen hatten und unaufhörlich weiterwuchsen. Manche von ihnen sahen aus wie drohend erhobene Knochenhände. Ja, dachte O'Connelly spöttisch. Für jemanden, der romantisch – oder ängstlich – veranlagt war, mochte dieses Wort gerade in einer Umgebung wie dieser alles andere als beruhigend wirken. Und dazu kamen noch die Gerüchte, die sich in den letzten Monaten hartnäckig hielten und ihren Ursprung irgendwo in diesem Viertel hatten. Ja, man konnte schon anfangen, an Geister und ähnlichen Humbug zu glauben, hier an den Docks, wenn man das Mitternachtsschlagen hörte.

Was O’Connelly anging, hielt er nicht sehr viel von solcherlei Gerede – genau genommen gar nichts. Ganz genau genommen hielt er alle, die auch nur einen Furz auf Gerede von Geistern und sonderbaren Lauten gaben, für leicht bescheuert. Sicher – in den letzten Wochen hatten sich sonderbare Dinge hier getan, und auch O’Connelly hatte die Laute gehört, manchmal sogar eine Bewegung gesehen, ein Huschen in der Nacht, das immer gerade dann verschwand, wenn er genauer hinzusehen versuchte. Aber die sieben Jahrzehnte, die er jetzt auf dem Buckel hatte, hatten vielleicht seine Augen trübe und seine Schultern krumm werden lassen und ihm die Gicht und Hämorrhoiden und noch einige andere Zipperlein beschert – sein gewohnt logisches Denken hatten sie nicht beeinträchtigt. O’Connelly maßte sich nicht an, eine Erklärung für all die sonderbaren Dinge zu finden, die in letzter Zeit hier vor sich gingen – aber das bedeutete nicht, daß es nicht eine gab. Ratten, zum Beispiel, oder eine der zahllosen Banden, die sich seit Bestehen des Hafens schon fast traditionell hier herumtrieben... es gab tausend mögliche Erklärungen, und jede einzelne davon war logischer als Geister.

Im Grunde war O’Connelly sogar ein wenig froh über diese Gerüchte, denn sie hatten es ihm ermöglicht, seinen Job zu behalten. Melville hatte ihn noch nie leiden können, und sie waren erst vor knapp drei Monaten dergestalt aneinandergerasselt, daß Melville zum Schluß wutschnaubend gedroht hatte, ihn zu feuern und einen jüngeren auf seinen Platz zu setzen. Aber dann waren die Gerüchte aufgekommen, und plötzlich waren keine jüngeren Männer mehr dagewesen, die sich für den Job als Nachtwächter interessierten. Für O’Connellys Dafürhalten waren sie alle beknackt – gottlob. Er hätte nicht gewußt, was er ohne die paar Dollars anfangen sollte, die er sich auf diese Weise dazuverdiente.

Nein, die einzigen Geister, vor denen sich O’Connelly fürchtete, waren verwahrloste Jugendliche und Strauchdiebe, die nachts in die Docks kamen, um zu schlafen oder ahnungslose Fremde auszurauben. Und für solcherlei Fälle trug er einen mit Sand gefüllten Lederbeutel in der Rocktasche. Der letzte, der sich von seiner gebeugten Gestalt und seinem schütter gewordenen Haar hatte täuschen lassen, hatte seine Zähne vom Straßenpflaster aufgehoben, ehe er davongekrochen war. O’Connelly war eindeutig alt – aber er gehörte zu jener kleinen Gruppe von Alten, zu denen zum Beispiel gereizte alte Elefantenbullen gehörten; oder übellaunige Grizzlybären.

Er nahm seine Lampe wieder an sich, vergrub die linke Hand in der Tasche seiner groben schwarzen Arbeitsjacke und schlurfte los. Genau drei Schritte weit. Dann blieb er wieder stehen, hob die Lampe ein

wenig höher und lenkte den zittrigen Schein in die Schatten auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Das kalkweiße Licht brannte einen Halbkreis in die Nacht, aber er sah nichts als schmutzigen, feuchtglänzenden Stein, Unrat, der sich in Ecken und Winkeln angesammelt hatte, ein wenig Schimmel, Schatten, die hastig vor dem Licht flohen und kleine zornige Pfiffe hören ließen...

Trotzdem blieb O'Connelly weiter reglos stehen, gebannt lauschend und die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengepreßt. Verdammt, er war sicher, etwas gehört zu haben; ein Geräusch, das nicht der Wind und nicht die Ratten verursacht haben konnten.

Aber sonderbarerweise war er auch sicher, daß es kein Mensch gewesen war...

O'Connelly wollte die Lampe gerade wieder senken und seinen Rundgang fortsetzen, als er den Laut erneut hörte. Und diesmal so deutlich, daß er erstens sicher war, sich nicht getäuscht zu haben, und zweitens auch die Richtung identifizieren konnte, aus der er kam. Seine freie Hand kroch in die Tasche und schloß sich um den improvisierten Totschläger darin.

Als er die Straße zur Hälfte überquert hatte, sah er die offenstehende Tür. Es war nur ein schmaler Spalt, und jedem anderen wäre er wahrscheinlich gar nicht aufgefallen. Aber O'Connelly kannte jeden Fußbreit Boden, jeden Schatten und jeden Schmutzfleck auf diesen Wänden seit zwanzig Jahren. Für ihn war die angelehnte Tür wie ein Hinweisschild aus Leuchtfarbe.

Einen Moment lang zögerte der greise Nachtwächter doch, seinen Weg fortzusetzen. Er verspürte nicht direkt Angst, aber die offenstehende Tür – und vor allem das Wissen, daß sie bei seiner letzten Runde verschlossen gewesen war – ließ auch den letzten Gedanken an Gespenster und ähnlichen Firlefanz erlöschen. Gespenster pflegen keine Türen aufzubrechen, um in einen Lagerschuppen einzudringen.

Aber was sollte er tun? Zurückgehen und die Polizei rufen?

O'Connelly verwarf den Gedanken fast so schnell, wie er ihm gekommen war. Er würde eine halbe Stunde brauchen, das Büro der Hafenmeisterei zu erreichen, und noch einmal die gleiche Zeit, zurückzukommen. Bis dahin waren die Vögel garantiert fort, und wahrscheinlich der Inhalt des Lagerhauses auch. Melville würde ihm mit Freuden die Hölle heißmachen, wenn während seiner Schicht auch nur das Geringste geschah. Und andererseits, dachte O'Connelly

listig – er mußte sich ja nicht mit den Burschen anlegen, die dort drinnen gerade ihre langen und vermutlich schmutzigen Finger ausstreckten. Es reichte, wenn er sie beobachtete und einem frustriert dreinblickenden Melville am nächsten Morgen eine genaue Beschreibung oder gleich die Täter präsentierte. In seiner Zeit als Nachtwächter hatte O'Connelly so ziemlich jeden Galgenvogel kennengelernt, den es in diesem Teil New Yorks gab.

Behutsam setzte er seine Lampe auf den Boden, drehte das Licht herunter, bis nur noch ein blasser Schimmer übrig war, den drinnen im Schuppen garantiert niemand mehr sehen würde, und näherte sich auf Zehenspitzen der Tür. Wieder blieb er einen Moment stehen und lauschte gebannt, aber er hörte nichts, und so schob er die Tür vorsichtig auf, huschte in den Schuppen und mit einer für einen Mann seines Alters erstaunlichen Behendigkeit in die Deckung eines Kistenstapels.

Der Stapel war nicht der einzige. Der Schuppen hatte von außen klein ausgesehen, aber sein Inneres offenbarte sich als gigantischer Dom aus Holz, der schier bis zum Bersten mit Kisten und Ballen und Fässern vollgestopft war; in zwanzig Jahren war es O'Connelly nicht gelungen, eine zufriedenstellende Erklärung dafür zu finden, wie um alles in der Welt die Männer, die hier arbeiteten, die Übersicht in diesem Chaos behielten. Im Moment interessierte ihn diese Frage aber auch nicht sonderlich.

Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Gestalt, die sich als verwaschener Schemen vor dem Hintergrund eines gewaltigen Segeltuchballens abzeichnete. Sie war nicht einmal sehr weit entfernt – zwanzig, fünfundzwanzig Schritte vielleicht, der halbe Durchmesser des Schuppens – aber es war so dunkel hier drinnen, daß er sie eigentlich nur an ihrer Bewegung erkannte.

Und etwas an diesen Bewegungen war falsch.

O'Connelly konnte das Gefühl nicht in Worte kleiden, aber ganz plötzlich spürte er eine sonderbare Art von Beunruhigung, beinahe schon Furcht, die er noch nie zuvor im Leben kennengelernt hatte. Einfach, weil die Bewegungen der Gestalt nicht stimmten. Sie waren sehr schnell, dabei aber unglaublich ruckhaft und auf schwer zu bestimmende Weise hart; fast... ja, dachte O'Connelly schaudernd, fast wie die eines menschengroßen Insektes.

Er verscheuchte den Gedanken, richtete sich vorsichtig hinter seiner improvisierten Deckung auf und versuchte, die Dunkelheit mit Blicken

zu durchdringen. Seine Augen gewöhnten sich langsam an das sehr schwache Licht, das nur durch ein paar Ritzen im Dach und zwei staubverkrustete Fenster in der gegenüberliegenden Wand hereinfiel. Soweit er erkennen konnte, war die Gestalt dort vorne allein.

Sie bewegte sich, wie sich ein Mensch – oder eben kein Mensch – bewegen mochte, der unruhig auf der Stelle trat und vielleicht auf jemanden wartete. Möglicherweise, flüsterte eine kleine böse Stimme in O'Connellys Gedanken, auf jemanden, der gleich durch die Tür kommen mußte und ihm eins überbriet. Oder auf eine ganze Menge Jemander…

Auch diesen Gedanken dachte O'Connelly vorsichtshalber nicht zu Ende. Aber er begriff immerhin, daß er nicht mehr viel Zeit hatte, irgend etwas zu unternehmen.

O'Connelly zog seinen Totschläger aus der Tasche, versuchte sich die Stelle einzuprägen, an der die sonderbare Nicht-Gestalt stand, und huschte in seitlicher Richtung davon. Das Chaos, das in dem Lagerhaus herrschte, war nur ein scheinbares. Zwischen den Warenstapeln gab es zahllose Gänge und Wege, die tagsüber die Arbeiter hier benutzten. Jetzt dienten sie O'Connelly dafür, den Eindringling in weitem Bogen zu umgehen und sich ihm aus einer Richtung zu nähern, aus der er sicherlich keinen Besuch erwartete.

O'Connelly pirschte sich nahezu lautlos an die Gestalt heran. Sein Herz begann vor Aufregung zu rasen, als er den Schatten wieder vor sich sah, sehr viel näher diesmal, aber sonderbarerweise noch immer so undeutlich wie bisher, obwohl ihn nur noch wenige Schritte von ihm trennten. Aber er war jetzt eindeutig zu weit gegangen, um noch einen Rückzieher machen zu können. So tat er so ziemlich das Dümmste, was ein siebzigjähriger Mann mit Gicht und einem schwachen Herzen in dieser Situation überhaupt tun konnte – er hob seinen Lederbeutel, sprang mit einem Satz aus seiner Deckung und rief ein lautschallendes: »Halt!«

Die Gestalt reagierte ganz anders, als er erwartet hatte. Sie schrak nicht zusammen, fuhr nicht herum oder zauberte gar eine Waffe hervor – mit alledem hätte O'Connelly gerechnet, und auf alldies hätte er ausgezeichnet reagiert, wenn auch immer auf die gleiche Art: mit einem deftigen Hieb seines Totschlägers. Aber statt zu erschrecken, drehte sich die Gestalt ganz gemächlich herum, blickte einen Moment aus unsichtbaren Augen in O'Connellys Richtung und trat dann auf ihn zu; allerdings sehr langsam.

»Stehenbleiben!« befahl O'Connelly noch einmal. »Zum Teufel, Bursche, wenn du noch einen Schritt machst, schlag' ich dir die Nase bis an den Hinterkopf!«

Tatsächlich blieb die Gestalt stehen, und ihr Zögern gab O'Connelly ein bißchen von seinem verlorenen Mut zurück. Er streckte kampflustig das Kinn vor, wedelte drohend mit seinem Sandsack und trat seinerseits einen Schritt auf den Einbrecher zu.

Eine Sekunde später entrang sich ein keuchender, halberstickter Laut seiner Brust, und eine weitere Sekunde später begann O'Connelly ernsthaft an seinem Verstand zu zweifeln.

Es war kein Einbrecher, sondern allerhöchstens eine -rin, denn die Gestalt war eine Frau. Eine zwei Meter große, in eine Art hellgrüne Toga gekleidete Frau, auf deren Kopf der lächerlichste Hut saß, den O'Connelly jemals gesehen hatte – ein Kranz aus dreieckigen Spitzen, wie ein höchst albern symbolisierter Strahlenkranz. In der rechten Hand trug sie etwas, das eine Fackel darstellen mochte – einen kurzen Stiel, darüber gewundene Flammen, die aber bestimmt nicht brannten, denn sie waren aus Kupfer.

Genau wie das Kleid der Frau.

Oder ihr seltsamer Hut.

Und sie selbst.

O'Connelly keuchte. In das lähmende Entsetzen, das sich in ihm breit gemacht hatte, mischte sich Angst, dann allesverdrängende Panik, als er begriff, was er da sah. Er stand einer Frau aus Metall gegenüber!

Und die bewegte sich…

O'Connelly erwachte endgültig aus seiner Erstarrung, mit einem gellenden, in der Kehle schmerzenden Schrei. Er fuhr herum, hieb noch in der Drehung mit seinem Sandsack nach der kupfernen Frau und registrierte mit dem kleinen, klar gebliebenen Teil seines Denkens, daß der Sack platzte und sein Inhalt in alle Richtungen davonspritzte. Gleichzeitig versuchte er mit einem verzweifelten Satz von der Schreckensgestalt davonzuspringen.

Es blieb bei dem Versuch.

Eine unmenschlich starke Hand aus hellgrün angelaufenem Kupfer griff nach seiner Schulter und hielt sie fest. O'Connelly kreischte, viel

mehr vor Schrecken und Angst als vor Schmerz, obwohl er spürte, daß der Griff der Metallhand sein Schlüsselbein brach. Er wurde herumgewirbelt, prallte gegen einen Kistenstapel und stürzte schwer zu Boden. Seine rechte Schulter war gelähmt, der Arm taub und nutzlos. Verzweifelt versuchte er vor dem entsetzlichen Ding davonzukriechen, aber selbst wenn die Kisten nicht hinter ihm gewesen wären, wäre er nicht schnell genug gewesen.

Die Metallfrau beugte sich über ihn, zog ihn ohne spürbare Anstrengung auf die Füße. O'Connelly begann mit seiner unverletzten Hand auf das Gesicht der unmöglichen Gestalt einzuschlagen, erreichte aber damit nur, daß seine Knöchel aufplatzten. Das Blut auf dem bleichen Gesicht der Frau war sein eigenes. Und sie reagierte auch nicht auf seine Hiebe, sondern starrte ihn aus ihren kalten, kupfernen Augen an. O'Connelly sah keine Spur von Bosheit oder Haß in ihrem Blick, aber er sah auch kein anderes Gefühl darin. Die Metallfrau betrachtete ihn mit einer Art kühlem, wissenschaftlichem Interesse. So wie ein Mensch einen interessanten Käfer betrachten mochte.

Und in ihrem Blick war auch nicht die mindeste Regung zu erkennen, als sie die Fackel hob, die sie in der anderen Hand trug, und sie O'Connellys Gesicht näherte.

Und plötzlich begriff O'Connelly, daß er sich zumindest in einem Punkt geirrt hatte: Als er glaubte, die Flamme aus Kupfer könne nicht brennen...

* * *

Zurück in der Wirklichkeit, kam sie mir beinahe unwirklicher vor als der Alptraum, der die letzten Wochen und Monate meines Lebens bestimmt hatte. Ich fühlte mich verloren, wie ein hilfloser Gefangener in einer Welt, die zu bunt und zu laut, zu hektisch und zu schillernd war, um wirklich real sein zu können, zwischen Menschen gepfercht, die das rechte Maß der Dinge verloren hatten und dabei waren, sich in einem pulsierenden, überschäumenden Leben selbst aufzuzehren.

Vom Fenster meiner Hotelsuite aus konnte ich die Straße aus großer Höhe überblicken: die Menschen waren nicht mehr als winzige Ameisen, die mit ruckhaften Bewegungen auf den Gehsteigen und zwischen den Droschken und Fuhrwerken hin und her eilten. Was unten auf der Straße den Anschein von geregeltem Verkehr erwecken mochte, war aus der Höhe des fünfzehnten Stockwerkes betrachtet ein

einziges Chaos. Die Hochhäuser, die das Stadtbild New Yorks in diesem Viertel bestimmten, erschienen mir wie finstere, ins Absurde vergrößerte Grabsteine, in denen das Leben erstarren mußte.

Nein, dachte ich, ich befand mich nicht unbedingt in einer sonderlich frohen Gemütsverfassung – was auch nicht unbedingt verwunderlich war. Nach allem, was ich erlebt und durchgemacht hatte, hatte sich mein Bewußtsein eine kleine Depression verdient. Auch der Geist braucht manchmal Phasen, in denen er ausspannen kann. Vielleicht war die Mischung aus Niedergeschlagenheit und Aggressivität, mit der ich meine Umwelt seit gut anderthalb Wochen ungewollt terrorisierte, nichts anderes als ein seelischer Muskelkater.

Wir schrieben den 24. Juni 1886, und ich hielt mich somit schon annähernd zwei Wochen in New York auf, aber ich war mir, als ich vor dreizehn Tagen aus dem Zug stieg, nicht unbedingt wie der Sieger vorgekommen, der ich war. Sicher – ich hatte eine Schlacht gewonnen und meinen Erzfeind vernichtet – einen meiner Erzfeinde, um genau zu sein, denn an Menschen, die mir die Pest an den Hals wünschten, hatte ich wahrlich keinen Mangel – aber der Preis, den ich dafür bezahlt hatte, war einfach zu hoch. Nein, ich hatte wahrlich keinen Grund, zu triumphieren.

Der einzige Lichtblick in der finsteren Nacht aus Beinahe-Katastrophen und so-eben-noch-mal-gutgegangen-Seufzern war die kleine Karte, die mir der Page vor Stundenfrist auf einem Silbertablett gebracht hatte. Sie enthielt nur 4 Worte: Erwarte mich um drei! und eine Unterschrift, die noch unleserlicher war als gewohnt – aber ich wußte trotzdem sofort, wer der Absender war. Der Gestank von verbranntem Virginia-Tabak, der der Karte angehaftet hatte, war einfach unverkennbar. Der Schreiber konnte einfach kein anderer sein als Howard.

Nicht, daß mich die Karte überrascht hätte – letztendlich war ich hierhergekommen, um ihn zu treffen. Aber ich hatte in den letzten vierzehn Tagen vergeblich nach ihm gesucht und die Hoffnung, ihn und seinen poltrigen Leibdienerfreundkochkutscherrausschmeißer Rowlf noch einmal wiederzusehen, war mit jedem Tag, der verging, weiter gesunken. Genaugenommen hätte es mich nicht einmal mehr sonderlich überrascht, wenn ich Howard niemals wiedergesehen hätte. Trotz meines scheinbaren Sieges hatte ich in den letzten Wochen und Monaten das Pech gepachtet. Und jeder, der irgendwie mit mir zu tun hatte, auch.

Ich schüttelte die finsteren Gedanken mit Macht ab, trat endlich vom Fenster zurück und blickte noch einmal auf die Standuhr, die eine

Ecke meiner Suite zierte. Ich hatte noch Zeit, eine gute halbe Stunde, aber wenn ich noch länger hier in diesem Zimmer blieb, würde mir die Decke auf den Kopf fallen. So beschloß ich, hinunter in die Halle zu gehen und dort auf Howard und Rowlf zu warten; jedoch nicht, ohne vorher noch einmal einen Blick ins Nebenzimmer zu werfen.

Was ich sah, war dasselbe, was ich immer gesehen hatte, wenn ich in den letzten dreizehn Tagen diese Tür geöffnet und in den abgedunkelten Raum geblickt hatte; den schwachen Schimmer einer abgedeckten Gaslampe, ein sehr breites, mit kostbaren Seidendecken bezogenes Bett, und darin ein sehr schmales, grau und krank aussehendes Mädchengesicht.

Priscylla schlief. Sie schlief jetzt fast immer. Mit unserem Eintreffen in New York schienen ihre Kräfte endgültig erschöpft zu sein. Sie lag da und schlief, öffnete nur manchmal die Augen – ohne jedoch irgend etwas von ihrer Umgebung wahrzunehmen oder wenigstens darauf zu reagieren – und das war alles. Das Buch lag neben ihr. Trotz aller Anstrengung war es mir nicht gelungen, das unheilige Band zu durchtrennen, das ihren Geist mit den Mächten dieses verfluchten Buches verband. Aber zumindest war sie nicht mehr gefährlich. Wenigstens redete ich mir das ein. Mrs. Peddigrew, die Krankenschwester, die ich engagiert hatte, blickte kurz von der Lektüre ihres Buches auf und lächelte pflichtschuldig, als sie mich erkannte. »Alles in Ordnung, Mr. Craven«, sagte sie im Flüsterton. »Sie schläft.«

Welch originelle Feststellung, dachte ich ärgerlich. Trotzdem rang ich mir ein flüchtiges Nicken ab. »Gut. Ich... bin für ein paar Stunden unten in der Halle zu erreichen. Schicken Sie einen Pagen, wenn sich irgend etwas verändert.«

Mrs. Peddigrews Gesichtsausdruck sagte mir sehr deutlich, was um alles in der Welt sich wohl bei einer vollkommen Geistesgestörten ändern sollte, die seit zwei Wochen in ihrem Bett lag und gefüttert und saubergehalten werden mußte wie ein kleines Kind. Aber sie sagte trotzdem: »Selbstverständlich, Mr. Craven. Ich werde aufpassen.« Bei dem Gehalt, das ich ihr für ihre Dienste zahlte, hätte ich ihr das auch geraten. Und bei dem kleinen Vermögen, das ich noch draufgelegt hatte, um auch ihr Stillschweigen zu erkaufen, erst recht.

Leise schloß ich die Tür, durchquerte mein Zimmer und trat auf den Flur hinaus. Die vornehme Ruhe teurer Hotels nahm mich in Empfang, als ich mich der Treppe näherte, und ein livrierter Diener huschte in eine Wandnische und versuchte, unsichtbar zu werden. Ich nickte ihm

freundlich zu und bekam ein verlegenes Grinsen zur Antwort. Der Mann stand wie Mrs. Peddigrew weitaus mehr in meinen Diensten als in dem des Hotels. Wenn man es genau bedachte, hatte ich ohnehin so ungefähr das halbe Hotel gekauft. Die Summe, die ich ausgegeben hatte, um Leute zu bestechen und mir ihr Stillschweigen zu erkaufen, war schon nicht mehr lustig. Aber ich wollte verhindern, daß man anfing, sich in der Stadt Gedanken über einen sonderbaren jungen Mann mit einer noch sonderbareren weißen Haarsträhne zu machen, der zusammen mit einem geistesgestörten Mädchen in einem der teuersten Hotels der Stadt wohnte. So hatte ich kurzerhand die ganze Etage gemietet und jedem, der mich auch nur fragend ansah, das Maul gestopft. Mit Geld. Wenigstens versuchte ich mir einzureden, daß es mir gelungen war.

Ich versuchte, an erfreulichere Dinge zu denken, und lief die Treppe hinunter, so schnell es gerade noch ging, ohne Aufsehen zu erregen. Ich war halbwegs außer Atem, als ich im Foyer anlangte; trotzdem fuhr ich, nachdem ich mich einen Moment lang vergeblich umgesehen hatte, noch einmal herum, lief ein paar Schritte die Treppe hinauf und hielt von dieser erhöhten Position aus Ausschau nach Howard und Rowlf.

Keine Spur – natürlich nicht. Es waren noch gute zwanzig Minuten bis zum vereinbarten Zeitpunkt, und H.P. war einer der pünktlichsten Menschen, die ich kannte. Wenigstens war er es bis zu diesem Zeitpunkt gewesen. Denn ich hatte den Gedanken noch nicht ganz zu Ende gedacht, da wurde die Eingangstür unsanft aufgestoßen, und ein als Mensch verkleideter Grizzlybär mit rotem Haar polterte herein, einen völlig konsternierten Türsteher am Kragen gepackt und vor sich hertragend.

»Watt heiß hier, so kommsste nich rein, Freundchn?« grölte eine mir wohlbekannte Stimme. »Wir sind verabredet, mit eim von euren piekfeinen Gasten, wa! Und du wirst mir nich erzählen, dasse –

»Rowlf!« Mein Schrei war so laut, daß für eine Sekunde jedermann in der Halle die Luft anzuhalten schien. Dutzende von Augen richteten sich auf mich, und mehr als eine Stirn legte sich mißbilligend in Falten, daß ich es gewagt hatte, die heilige Ruhe dieser Hallen zu stören. Soviel zum Thema Unauffälligkeit.

Aber das war mir egal, im Moment zumindest, und eine Sekunde später richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auch wieder auf Rowlf, der meinen Schrei mit einem mindestens dreimal so lauten »Bob! Ich wird nich mehr!« beantwortete und mit Riesenschritten auf

mich zuzulaufen begann.

Den unglückseligen Portier schien er dabei völlig vergessen zu haben, denn er schleifte ihn einfach mit sich, seine keuchenden Protestlaute ignorierend. Erst als er den Fuß der Treppe erreicht hatte, ließ er ihn los – er landete prompt auf dem Hinterteil und blieb vollkommen verwirrt sitzen. Eine Sekunde später lagen Rowlf und ich uns in den Armen, drückten und quetschten uns und schlugen uns lachend vor Freude auf die Schultern. Rowlf war gnädig genug, mir dabei nicht mehr als drei Rippen zu prellen.

»Mein Gott, Rowlf, daß du da bist«, keuchte ich atemlos vor Freude, als er mich endlich wieder losließ. »Ich... ich hatte schon kaum mehr damit gerechnet, dich noch einmal zu sehen!«

Rowlf brabbelte eine Antwort, die ich in meiner Aufregung gar nicht verstand. Aber er schien mindestens ebenso erfreut zu sein wie ich, denn er schlug mir abermals auf die Schultern, daß ich ächzend in die Knie ging, und machte schon wieder Anstalten, mich zu umarmen. Diesmal wich ich seinem Griff aus. »Wo ist Howard?« fragte ich aufgeregt. »Warum kommt er nicht herein? Wo –

Ich sprach nicht weiter. Plötzlich war etwas in Rowlfs Blick, das meine Freude so abrupt abkühlte wie ein Eimer Eiswasser. Er lächelte noch immer, aber in seinen Augen stand ein dumpfer Schmerz, den er nicht vollends unterdrücken konnte.

»Was... ist geschehen?« murmelte ich. »Wo ist Howard, Rowlf? Ist er hier? Lebt er? Ist er gesund?« Und plötzlich fiel mir noch mehr auf – ich hatte Rowlf eigentlich niemals gut oder gar elegant gekleidet erlebt, so daß es mir im ersten Moment nicht einmal aufgefallen war, aber jetzt konnte ich den Portier beinahe verstehen, der ihm den Eintritt verwehrt hatte.

Zu sagen, daß er in Lumpen gekleidet war, wäre geschmeichelt gewesen. Die Kleider, die er trug, waren nur noch Fetzen, und sie starrten vor Schmutz. Sein Gesicht war noch immer das breite, gutmütige Bulldoggengesicht Rowlfs, aber er schien um zehn Jahre gealtert, und unter seinen Augen lagen schwarze Tränensäcke. Seine Hände waren rissig geworden. Ein schmuddeliger Verband zog sich um sein linkes Handgelenk.

»Was ist passiert?« fragte ich noch einmal.

Rowlf versuchte zu grinsen. »Siehst doch«, antwortete er. »’s geht uns nich besonders gut im Moment.« Er lachte, aber jetzt wirkte es

eindeutig bitter. »Deine feinen Pinkel wollten uns ja nichma in ihr sauberes Hotel lassen.«

Ich wollte antworten, aber ich kam nicht dazu, denn in diesem Moment zupfte mich jemand sanft am Ärmel, und hinter mir erscholl jenes unnachahmliche Räuspern, zu dem nur Oberkellner in besonders teuren Restaurants oder Hotelangestellte der höheren Preisklasse fähig waren.

Im Moment war es der Direktor des Hilton-Hotels selbst, der hinter mir Aufstellung genommen hatte und mich eindeutig mißbilligend ansah. Die Blicke, mit denen er Rowlf maß, wollte ich zu seinen Gunsten lieber nicht deuten.

»Sir«, sagte er. »Gehört dieses – Er blickte zu Rowlf hoch und sträubte kampflustig seinen Schnauzbart, » dieses Individuum zu Ihren Bekannten?«

»Äh?« fragte Rowlf.

»Er ist ein Freund von mir, ja«, sagte ich hastig, um mein Budget nicht auch noch mit den Kosten für einen Schönheitschirurgen belasten zu müssen. »Ich bitte Sie, stören Sie sich nicht an seinem etwas sonderbaren Aussehen. Er –

»Mister Craven«, unterbrach mich der Hoteldirektor. »Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber es gibt Grenzen.«

»Ach?« fragte ich böse. »Wie hoch sind sie?«

Ich hatte einen Fehler begangen, aber das bemerkte ich erst, als es in den Augen des schnauzbärtigen Zwerges wütend aufblitzte. »Zu hoch«, sagte er zornig. »Selbst für Sie, fürchte ich.« Er stieß einen dürren Zeigefinger wie einen Dolch in Rowlfs Richtung. »Dieser Mensch wird mein Hotel nicht betreten. Nicht, solange ich hier die Direktion vertrete.«

Für einen Moment hatte ich allen Ernstes Lust, das Hotel zu kaufen, nur um den Kerl rausschmeißen zu können. Aber nur für einen Moment. Dann sah ich ein, daß ich nur noch mehr Aufsehen erregen würde, wenn ich den Streit fortsetzte, und nickte mit gespielter Zerknirschung. »Natürlich«, sagte ich. »Es... tut mir leid. Verzeihen Sie.« Dann wandte ich mich an Rowlf. »Bring mich zu Howard. Wir können draußen reden.«

Rowlf nickte. Auch er war sichtlich erleichtert, den Streit nicht

fortsetzen zu müssen – etwas, das so gar nicht zu dem Rowlf paßte, den ich kannte.

So schnell wir konnten, verließen wir das Hotel und traten auf die Straße hinaus. Ich hatte erwartet, Howard irgendwo auf dem Trottoir vor dem Eingang anzutreffen, aber Rowlf deutete auf eine schmale Gasse auf der anderen Seite der Straße und eilte vor mir her, ohne auf den dichten Verkehr zu achten. Ich folgte ihm – wobei ich fast von einem Pferdefuhrwerk überrollt wurde – und hetzte hinter Rowlf in die Gasse.

Im ersten Moment erkannte ich nur einen Schatten. Dann trat er auf mich zu, und sein Gesicht kam ins Sonnenlicht, und ich erkannte Howard. Und mein erfreuter Ausruf blieb mir im wahrsten Sinne des Wortes im Halse stecken.

Es war Howard, obgleich ich im allerersten Moment selbst daran zweifelte – aber wie hatte er sich verändert!

Howard war schon immer sehr schlank gewesen, ein asketisch wirkender Mann, der jedoch pedantisch auf sein Äußeres achtgab. Jetzt wirkte er wie eine um zweihundert Pfund leichtere Version Rowlfs.

Sein Gesicht war so eingefallen, daß es einem Totenschädel glich. Die Augen darin blickten mich mit müdem Schmerz an, und seine Haut hatte einen krankhaften, wächsernen Schimmer. Er hatte Fieber, das war unübersehbar. Seine Hände, auf die er immer besonders geachtet hatte, waren blutig von schwerer Arbeit und dunkel von Schmutz, der sich zu tief hineingegraben hatte, um sich noch herunterwaschen zu lassen. Seine Kleider bestanden aus Fetzen.

»Mein Gott, Howard, was... was ist geschehen?« stammelte ich.

Howard lächelte. »Hat Rowlf dir das nicht erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf und blickte hilflos von Rowlf zu Howard und wieder zurück.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Howard mit einem traurigen, sehr schwach klingenden Seufzer. »Ich erzähle sie dir gerne. Aber vorher...« Er stockte. Plötzlich wirkte sein Lächeln verlegen. »Ich hätte eine Bitte.«

»Welche?«

»Wäre es dir möglich, Rowlf und mich zu einer heißen Suppe einzuladen?« fragte er. Und noch während ich ihn mit offenem Mund anstarrte, klaubte er einen zerknautschten Zigarrenstummel aus dem Hemd, der seinem Aussehen nach mindestens schon ein dutzend Mal angeraucht und immer wieder säuberlich gelöscht worden war, und lächelte noch ein wenig breiter. »Und vielleicht zu einer Zigarre?« fügte er schüchtern hinzu.

* * *

Nebel war aufgekommen, obwohl gar nicht für die Jahreszeit üblich, und es war viel zu kalt. Die beiden Sturmlaternen, die Strauß vorsichtshalber an Bug und Heck des kleinen Hafenkutters aufgehängt hatte, waren nur noch als verschwommenes gelbes Blinzeln in unbestimmbarer Entfernung zu erkennen, und die grauen Schwaden, die sich beharrlich über das niedrige Deck des Bootes wälzten, tränkten alles mit kalter klammer Feuchtigkeit.

Strauß schauderte, zog den Kragen seiner Jacke enger zusammen und nippte an dem heißen Tee, den er sich aufgebrüht hatte. Nicht einmal das beinahe noch kochende Getränk vermochte die Kälte wirklich aus seinem Inneren zu vertreiben. Und die Nervosität schon gar nicht. Das Schlimme war, daß Strauß nicht einmal wußte, warum er nervös war. Es gab keinen Grund dazu. Solange der Nebel nicht aufriß, lag das Boot sicher vertäut am Kai, und die beiden Lampen dienten nur seiner eigenen Beruhigung – keines der großen Schiffe würde sich bei derartig schlechten Sichtverhältnissen auch nur einen Inch von der Stelle rühren. Eigentlich hätte er allen Grund gehabt, sich auf eine zwar langweilige, aber nichtsdestotrotz geruhsame und vor allem bezahlte Freischicht zu freuen.

Aber irgend etwas beunruhigte ihn; ein sonderbares Kribbeln, wie die Ahnung von etwas Kommendem.

Strauß runzelte die Stirn, verwirrt und gleichzeitig ein bißchen erschrocken über seine eigenen, abwegigen Gedanken, nippte abermals an seinem Tee und kippte nach kurzem Zögern einen kräftigen Schuß geschmuggelten Whisky in die Tasse. Danach schmeckte das Getränk schon weitaus besser. Wenn es auch seine Nervosität nicht merklich dämpfte. Draußen auf dem Schiff polterte etwas. Strauß blickte mißtrauisch auf, stellte sich auf die Zehenspitzen, um das Vorderdeck von seiner Position hinter dem festgestellten Ruder besser übersehen zu können, und versuchte die

grauen Schwaden mit Blicken zu durchdringen. Aber er sah nichts außer Nebel und dem Licht der Lampe und noch mehr Nebel, der ihm Bewegung vorgaukelte, wo keine war. Das Poltern wiederholte sich. Behutsam stellte Strauß die Tasse mit dem brühheißen Getränk ab, zog die Schultern zusammen und trat schaudernd in die Kälte hinaus, die auf dem ungeschützten Vorderdeck des kleinen Schiffes herrschte. Nebel hüllte ihn ein wie Millionen körperloser grauer Hände, und die Kälte begann sofort durch seine Kleider zu kriechen. Er spürte erst jetzt, wie warm es trotz allem noch im Ruderhaus gewesen und wie kalt es hier war.

Und das Geräusch wiederholte sich nicht. Eigentlich mehr als Grund genug, überlegte Strauß, in sein Ruderhaus zurückzukehren und dort den Rest der Nacht dem Nebel und einigen Tassen heißem Whisky mit Tee zu überlassen – in genau diesem Verhältnis.

So wandte er sich wieder um und ging zum Ruderhaus zurück, blieb aber noch einmal stehen, als eine Windböe das brackige Wasser des New Yorker Hafens kräuselte und die Nebelfetzen auseinandertrieb. Für einen Moment konnte er einen gigantischen, in der Nacht schwarz erscheinenden Umriß vor dem Meer erkennen, einen Koloß von so ungeheuerlicher Größe, daß selbst Strauß, der jede Phase seiner Errichtung in allen Einzelheiten mitverfolgt hatte und sogar ein paarmal drüben auf Liberty Island gewesen war, von seinen Dimensionen noch immer beeindruckt war. Die Freiheitsstatue... Ja, dachte er, dieser Name war passend. Irgendwie erschien ihm die titanische kupferne Frau als das passendste Symbol für das Wort Freiheit, was man sich nur denken konnte.

Hinter ihm polterte etwas auf das Deck, und es war ein Geräusch, das so laut und hart und sonderbar metallisch war, daß Strauß trotz des eisigen Schreckens, der ihn durchfuhr, eine Sekunde lang wie gelähmt stehenblieb, ehe er überhaupt den Mut aufbrachte, sich herumzudrehen.

Und als er es dann tat, wünschte er sich sehnlichst, es nicht getan zu haben. Hinter ihm stand die Freiheitsstatue. Es war völlig unmöglich, und wahrscheinlich träumte er oder hatte zu viel Whisky getrunken oder eins über den Schädel gekriegt und lag im Hospital oder im Irrenhaus und phantasierte vor sich hin, dachte er mit mehr als nur beginnender Hysterie – aber hinter ihm stand die Freiheitsstatue!!

Sie war nur zwei Meter groß, und ihr Körper glänzte in einem unheimlichen, mattgrünen Licht, aber es war eine perfekte Kopie der gigantischen Metallfrau auf Liberty Island.

Und sie bewegte sich!!!

Strauß wich mit einem krächzenden Schrei zurück, als die Gestalt einen Arm ausstreckte und auf ihn zutrat. Die Planken ächzten unter ihrem Gewicht, und in den bisher ausdruckslosen Augen der kupfernen Lady glomm ein düsteres, böses Feuer auf. Strauß spürte die Berührung eiskalter, stählerner Finger, sprang instinktiv erneut zurück und fiel rücklings auf die kurze Treppe, die zum Ruderhaus hinaufführte.

Der Sturz rettete ihm das Leben.

Wenigstens für einen Moment.

Die Pranke des eisernen Monsters schloß sich mit einem hörbaren Knirschen dort, wo sein Kopf gewesen wäre, wäre er nicht gestürzt. Strauß kreischte, kroch blind vor Angst rückwärts die Treppe hinauf und trat nach der Gestalt.

Ebensogut hätte er versuchen können, die wirkliche Freiheitsstatue mit einem Tritt aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ein dumpfer, hallender Schlag erklang, und eine Sekunde später schoß ein entsetzlicher Schmerz durch seinen Knöchel. Strauß wimmerte vor Angst, kroch weiter und kam irgendwie ins Ruderhaus und auf die Füße. Die Angst lähmte sein Denken, aber er handelte rein instinktiv, warf die Tür zu und stemmte sich mit der Schulter dagegen.

Einen Augenblick später zerbarst die Tür dicht neben seinem Kopf. Eine grünleuchtende Klaue griff herein und suchte blind nach ihrem Opfer. Strauß torkelte zurück, prallte gegen das Ruder und sah aus ungläubig aufgerissenen Augen, wie die Tür von einer fast spielerischen Bewegung des Metallarmes vollends zermalmt und aus den Angeln gerissen wurde. Ein grotesker, mattgrüner Umriß erschien unter der Öffnung. Grausame Augen starrten auf Strauß herab. Langsam trat die entsetzliche Gestalt in das Ruderhaus, streckte die Hand nach Strauß aus und zögerte noch einmal, ihn zu packen, so als wüßte sie noch nicht so recht, was sie mit ihm anfangen sollte. Dann senkte sich die geöffnete Klaue wieder, und statt dessen hob die lebende Statue die andere Hand, in der sie eine metallene Fackel hielt; ganz wie ihr großes Vorbild. Aber mit einem Male war sie nicht mehr aus Kupfer, sondern ganz real. Und sie brannte auch ganz real. Die feuchte Kälte wich von einer Sekunde auf die andere stickiger Wärme und dem Zucken blutigroter Lichtreflexe. Ein Teil des Ruders, neben dem die Kupferfrau stand, begann zu brennen. Kleine weißglühende Funken sprühten von der Fackel auf den Boden und setzten auch ihn

in Brand.

Strauß wich vor der entsetzlichen Gestalt zurück, so weit er konnte. Seine Hände tasteten blind umher und bekamen die Whiskyflasche zu fassen. Eine Sekunde lang überlegte er, sie der Gestalt über den Schädel zu schmettern, dann fuhr er herum und schleuderte sie statt dessen durch das Fenster. Die Scheibe zerbarst klirrend. Kälte und Nebel und Feuchtigkeit fauchten herein, bliesen die Flammen zu höherer Glut an und ließen die Fackel in der Hand der Statue zischen.

Strauß sprang. Glassplitter schnitten schmerzhaft durch seine Jacke und in die Hände, die er schützend vor das Gesicht gehoben hatte, und seine Rippen prallten unsanft gegen den Fensterrahmen. Er fiel, rollte ungeschickt auf dem Deck ab und prallte so heftig mit dem Schädel auf, daß er für einen Moment benommen liegenblieb.

Aber der Schrecken hatte noch kein Ende. Wie durch einen seidenen Vorhang hindurch beobachtete Strauß, wie das Ruderhaus hinter ihm zu brennen begann, viel schneller, als normal gewesen wäre, dann wurde das zerborstene Fenster mit einem schmetternden Schlag vollends nach außen gedrückt; ein Teil des brennenden Ruders krachte dicht neben Strauß zu Boden und rollte wie ein Feuerrad davon, brennende Holztrümmer regneten auf die Planken, und eine entsetzliche, grünleuchtende Gestalt trat aus dem Chaos hervor, ihre Fackel schwenkend und die andere Hand gierig nach ihm ausgestreckt.

Strauß sprang kreischend hoch, stolperte abermals und hechtete noch im Fallen nach der Reling. Der Sturz war zu kurz; er prallte mit Brust und Oberkörper gegen das harte Holz, sank halbbetäubt zurück und rollte rein instinktiv herum. Eine metallene, zur Faust geballte Hand fuhr krachend neben ihm durch die Planken, dann stieß etwas Weißglühendes, unglaublich Heißes nach seinem Gesicht, verfehlte es und hinterließ eine brennende Spur aus Schmerz auf seiner Wange. Strauß sprang, wie von Sinnen schreiend und um sich schlagend, auf die Füße, taumelte rücklings gegen die Reling und spürte, wie sich eine kalte Hand um seine Schulter schloß.

Das Entsetzen gab ihm übermenschliche Kräfte. Blindlings hieb er mit den Fäusten auf das Eisengesicht vor sich ein, warf sich abermals zurück und kam tatsächlich frei.

Aber sein eigener Schwung hatte ihn zu weit nach hinten getragen. Die Reling traf ihn mit der Wucht eines Hammerschlages in die Nieren; Strauß keuchte vor Schmerz, kippte mit rudernden Armen

nach hinten und fiel über Bord. Aber noch bevor er auf dem Wasser aufschlug und versank, sah er, wie auch seine unheimliche Verfolgerin, durch die abrupte Bewegung offenbar ebenso aus dem Gleichgewicht gebracht, nach vorne kippte, gegen die Reling fiel und sie mit ihrem Körpergewicht zerschmetterte.

Die lebende Doppelgängerin der Freiheitsstatue klatschte wie ein vom Himmel stürzender Felsen dicht neben Strauß ins Wasser.

Und sank auch ebenso rasch.

* * *

»Das hat gut getan!« Rowlf schlug sich mit beiden Händen auf den Magen, grinste zufrieden und ließ einen Rülpser hören, der einem Grizzly die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Den Ober, der steif wie ein Brett drei Schritte hinter unserem Tisch stand und seit mehr als zwei Stunden vergeblich versuchte, seine Fassung zu bewahren, trieb er etwas ganz anderes in die Augen – nämlich die Tränen –, und ich warf Rowlf einen mahnenden Blick zu, den er allerdings nur mit einem neuerlichen Grinsen quittierte.

Unter normalen Umständen hätte es mir wahrscheinlich sogar Spaß gemacht, dem Spielchen zuzusehen, aber wir erregten auch so schon mehr als genug Aufsehen – das Lokal, in das ich Howard und Rowlf geführt hatte, gehörte entschieden nicht zu der Preisklasse meines Hotels – aber auch ebenso entschieden nicht zu der, in der Männer von Rowlfs und Howards gegenwärtigem Aussehen zu speisen pflegten. Die mißbilligenden Blicke, mit denen uns das Personal und ein kleines, schnauzbärtiges Wiesel, das wohl der Geschäftsführer sein mußte, maßen, sprachen Bände.

Ich entschuldigte mich bei dem geplagten Oberkellner mit einem Lächeln, das das Versprechen auf ein großes Trinkgeld enthielt, wandte mich wieder an Howard und Rowlf und griff nach meinem Glas, trank aber nicht. Wir saßen seit gut zwei Stunden hier, und der Sherry, der in dem Glas in meiner Hand glitzerte, war der siebente oder achte. Ich war nicht betrunken, aber meine Zunge begann bereits schwer zu werden, und meine Gedanken liefen nicht mehr ganz so schnell wie gewohnt. Ich mußte vorsichtig sein. So stellte ich den Sherry zurück und beauftragte den Ober statt dessen, mir ein Glas Orangeade zu bringen. Howard und Rowlf hatten die Zeit größtenteils damit zugebracht, einen Gang nach dem anderen in sich hineinzustopfen, und ich hatte währenddessen beinahe

ununterbrochen geredet, denn Howard hatte sehr deutlich gemacht, daß zuerst ich über meine Abenteuer zu berichten hätte. Und so hatte ich ihm alles erzählt, was in den vergangenen 10 Bänden geschehen war, bis hin zu unserem Abschied von Sitting Bull, der sich entschlossen hatte, Cody doch nicht auf der Europatour zu begleiten, sondern zu seinem Stamm zurückzukehren und mit seinen Göttern eins zu werden – was immer er darunter verstand –, und Buffalo Bills, Annies, Priscyllas und meiner Rückreise mit der Bahn hierher.

Bei der Erwähnung des Namens Cody sah Howard neugierig auf. »Bill Cody?« vergewisserte er sich. »Der berühmte Buffalo Bill ist hier in New York?«

Ich nickte voller Entdeckerstolz. »Willst du ihn kennenlernen?« fragte ich. »Ich bringe dich zu ihm. Aber erst«, fügte ich mit einem mißbilligenden Blick auf seine und Rowlfs Kleidung hinzu, »besuchen wir einen anständigen Schneider.« Howard lächelte gequält, sog tief an seiner Zigarre und blickte an sich herab. »Unsere Kleidung entspricht in der Tat nicht unbedingt dem Standard, den ich gewohnt bin und schätze«, erklärte er umständlich. Und damit waren wir beim Thema.

Howard hatte es bisher geschafft, alle meine diesbezüglichen Fragen mit fast unglaublichem Geschick abzublocken, aber jetzt würde ich mich nicht mehr mit Ausflüchten zufrieden geben.

»Was ist passiert, Howard?« fragte ich. »Wo wart ihr die ganzen Wochen, und wieso… seht ihr so aus?«

Howard lächelte unglücklich, tauschte einen raschen Blick mit Rowlf und blies eine Wolke blaugrauen Qualms in meine Richtung. Ich hustete demonstrativ, was er ebenso demonstrativ überhörte. »Ich mußte mich für eine Weile zurückziehen, um meine... Kräfte zu regenerieren«, erklärte er geheimnisvoll. »Und jetzt frag mich bitte nicht, wohin und wozu – ich dürfte es dir nicht einmal sagen, wenn ich es wollte.«

»Aber du willst es auch nicht.«

Howard lächelte. »Nein«, erklärte er. »Ganz davon abgesehen, daß ich es nicht kann. Aber es war nötig. Ich wäre gestorben, hätte ich es nicht getan«, fügte er mit großem Ernst hinzu, und dann, noch leiser: »Und auch so beinahe.«

»Und dann?« fragte ich nach einer Weile. »Was ist geschehen.«

Howard druckste herum, sog wieder an seiner Zigarre und versteckte sich hinter Qualmwolken. »Wir hatten… Pech«, erklärte er zögernd. »Nach unserer Rückkehr von jenem Ort, über den ich zu schweigen geschworen habe, hat etwas nicht so geklappt, wie ich hoffte.«

»Das sieht man«, sagte ich.

»Was?«

»Wir sin pleite«, erklärte Rowlf geradeheraus.

Howard lächelte. »Ich hätte es etwas anders ausgedrückt«, sagte er, »aber es trifft den Kern der Sache ziemlich gut, fürchte ich. Wir erreichten New York, wie ich es geplant habe, aber wir fanden uns leider vollkommen mittellos.«

»Wenn das alles ist«, sagte ich, beinahe erleichtert. »Ich helfe dir gerne mit ein paar Pfund aus.«

Howard seufzte. »Das ist leider nicht alles«, gestand er. »Geld wäre das kleinere Problem, mein Junge. Wir können arbeiten, und Rowlf mit seinen Bärenkräften und ich mit meiner nicht unbedingt geringen Intelligenz hätten wohl innerhalb weniger Wochen die nötige Barschaft zusammengehabt, die nötigen Schritte zu unternehmen. Aber das größere Problem sind unsere Papiere.«

Diesmal verstand ich nicht ganz.

»Wir kamen nicht nur ohne Geld hier an«, erklärte Howard, »sondern gewissermaßen ohne alles. Unter anderem sind wir auch unserer gesamten persönlichen Papiere verlustig gegangen.«

»Seid ihr unter die Straßenräuber gefallen?« fragte ich in einem schwachen Versuch, einen Scherz zu machen.

»Man könnte es wohl eher eine temporal-materiell differierende Materialisations-Dissonanz nennen«, antwortete Howard. »Aber… gut, es waren eine Art Räuber.«

Ich starrte ihn an.

»Auf je'n Fall simmer pleite«, grummelte Rowlf. »Un Arbeit is nich, ohne Papiere, Jungchen. Außer als Tagelöhner. Kohle schaufeln un so'n Kram. Un immer auffer Flucht vor'n Cops.«

»Papiere«, murmelte ich, noch immer darum bemüht, den Knoten aus

meinen Gehirnwindungen zu bekommen, den ich mir eingehandelt hatte, als ich versuchte, Howards Erklärung zu verstehen. »Das ist ein Problem«, gestand ich schließlich. »Aber kein Unlösbares. Gebt mir ein paar Tage Zeit, und ich besorge euch Pässe.«

Howard blieb skeptisch. »Hast du Verbindungen zu den hiesigen Behörden?« fragte er zweifelnd.

»Eher im Gegenteil«, erwiderte ich feixend. »Aber ich beschaffe euch Papiere, die so falsch sind, daß sie schon wieder echt sind.«

Rowlf kicherte, aber Howards Stirnrunzeln vertiefte sich eher noch. »Das gefällt mir nicht«, sagte er. »Ich habe selbst mit dem Gedanken gespielt, aber es ist riskant, mit Kriminellen Geschäfte zu machen.«

»Vor allm, wemma se nich bezahln kann«, stimmte Rowlf zu.

»Für mich nicht«, behauptete ich. »Hast du vergessen, wo ich aufgewachsen bin, Howard? Eine ganze Menge meiner alten Freunde müssen noch hier sein. Gib mir ein paar Tage. In der Zwischenzeit wohnt ihr bei mir im Hotel.«

»Wenn du Platz hast...«

»Ich habe eine ganze Etage gemietet«, erklärte ich, und fügte, durch Howards vorwurfsvollen Blick sofort wieder in die Defensive gedrängt, hinzu: »Nicht aus Angeberei, Howard. Priscylla ist bei mir. Ich wollte neugierige Fragen vermeiden.«

»Indem du mit Geld um dich wirfst?« Howard schüttelte den Kopf. »Damit erreichst du eher das Gegenteil.«

»Und wenn«, sagte ich gereizt. »Unser Schiff geht in einer Woche. Danach können sie sich das Maul zerreißen, so viel sie wollen. Wenn Priscylla und ich erst einmal in England sind, stört es mich herzlich wenig, was man in New York von mir denkt.«

»Wie geht es ihr überhaupt?« fragte Howard.

»Priscylla?« Ich seufzte, zuckte mit den Achseln und gewann einige weitere kostbare Sekunden damit, meine Orangeade zu leeren und nach der Rechnung zu verlangen. »Nicht besonders gut, fürchte ich«, gestand ich schließlich. »Eigentlich unverändert.«

»Aber du willst sie trotzdem mit dir nehmen.« Der leise Vorwurf in Howards Stimme war nicht zu überhören. Er schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?« fragte ich zornig. »Necron ist tot, und mit diesem verdammten Buch werde ich auch noch fertig. Wenn ich Zeit und Ruhe habe, wird es mir schon irgendwie gelingen, Priscyllas Geist von dem des NECRONOMICON zu trennen.« Howard sog hörbar die Luft ein, starrte mich aus hervorquellenden Augen an und wurde hinter seiner Rauchwolke bleich. »Sag... sag das noch einmal«, keuchte er.

»Was?« Ich verstand nicht gleich, was er meinte.

»Du... du willst doch nicht etwa sagen, daß es hier ist«, stammelte Howard. »Das ist doch ein Irrtum. Sag mir, daß ich dich falsch verstanden habe! Du hast es nicht wirklich hierhergebracht?!« Die letzten Worte schrie er fast.

»Du hast mir gar nichts erzählt!« brüllte Howard, fuhr schuldbewußt zusammen, als sich dieses Mal nicht nur der Ober, sondern das halbe Lokal zu uns herumdrehte und strafende Blicke auf uns abschoß, und fuhr, etwas leiser, aber noch immer in sehr erregtem Tonfall fort: »Du hast mir erzählt, was mit Balestrano geschah, und daß dieses Mädchen seither harmlos ist, aber mehr nicht. Zum Teufel, ich dachte natürlich, daß du das Buch verbrannt hättest, oder wenigstens zwanzig Yards tief vergraben!«

»Verbrannt? Aber das hätte Priscyllas Tod bedeutet!«

»Du hast es hierher gebracht?« keuchte Howard. »Du hast dieses Buch hierher gebracht, Robert? Hierher nach New York? Wo ist es jetzt?« Seine Augen wurden weit, vor... vor Furcht? dachte ich verwirrt. »Wo ist es?« wiederholte er.

»Im Hotel«, antwortete ich automatisch. »Bei Priscylla. Wo denn sonst?«

Howard starrte mich noch eine Sekunde lang entgeistert an, dann sprang er auf, stampfte seine erst halb gerauchte Zigarre so heftig in den Aschenbecher, daß die Glut über den halben Tisch spritzte, und fuhr herum. »Bring mich dorthin«, befahl er. »Sofort!«

Ich wagte es nicht, ihm zu widersprechen.

* * *

Diesmal war ich es, der den Türsteher des Hilton so grob beiseitestieß, daß er um ein Haar zum zweiten Male an diesem Tag unsanft zu

Boden gegangen wäre. Im Sturmschritt lief ich durch die Halle, gefolgt von einem mehr als nur nervösen Howard und von Rowlf, der sich bemühte, ein möglichst finsteres Gesicht zu machen, um jeden Versuch, uns aufzuhalten, gleich im Keime zu ersticken. Wir erreichten auch tatsächlich unbehelligt die Treppe und die erste Etage, ehe hinter uns ein erboster, halberstickter Schrei aufklang und der Hotelmanager erschien, drei Stufen auf einmal nehmend und mit kampflustig gesträubtem Schnauzbart.

»Mister Craven!« kreischte er. »Ich muß doch bitten! Das geht entschieden zu weit. Sie können nicht –

Er sprach nicht weiter, denn Rowlf war blitzschnell herumgefahren, hatte ihn am Kragen in die Höhe gelupft und schüttelte eine Faust vor seinem Gesicht, die nur wenig kleiner als sein ganzer Kopf war. »Wat kömma nich?« fauchte er.

»Rowlf!« In Howards Stimme war eine ungewohnte Schärfe. »Laß den Unsinn.« Er wartete, bis Rowlf den blaß gewordenen Manager behutsam wieder auf die Füße gestellt hatte, trat auf ihn zu und lächelte entschuldigend.

»Ich bitte Sie, verzeihen Sie meinem unglückseligen Faktotum diesen Ausrutscher«, sagte er freundlich. »Manchmal ist er wie ein Kind, wissen Sie? Es wird nicht wieder vorkommen.« Dann drehte er sich wieder zu mir um. »Du bringst das in Ordnung, ja?«

Ich nickte, und wir stürmten weiter. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß sich der Manager meiner bisherigen Großzügigkeit erinnern und nicht etwa die Polizei rufen würde.

Völlig außer Atem erreichten wir den fünfzehnten Stock und steuerten meine Suite an. Nach dem Chaos, das wir unten in der Halle hinterlassen hatten, kam mir die Stille hier oben doppelt tief vor. Nicht einmal der Page war zu sehen, der sonst Tag und Nacht in seiner Wandnische stand und darauf wartete, daß ich irgendeinen Wunsch hatte.

Und die Tür zu meiner Suite stand offen.

Das allein hätte vielleicht nicht ausgereicht, mich mitten im Schritt stocken zu lassen. Auch das Personal eines so sündhaft teuren Hotels konnte schließlich einmal etwas vergessen.

Es war vielmehr der Umstand, daß das Schloß fehlte. Zusammen mit einem halben Quadratmeter des zollstarken Türholzes, in das es

eingelassen gewesen war. Ich wollte weitergehen, aber Rowlf legte mir eine seiner gewaltigen Pranken auf die Schulter, schob mich kurzerhand beiseite und stieß die Tür mit dem Fuß auf. Was wir sahen, war ein Bild vollkommener Zerstörung. Die Suite war zertrümmert, so gründlich, als wären Dschingis Khans Horden hindurchgeritten; mindestens fünfundzwanzigmal. Kein einziges Möbelstück war heil geblieben, die meisten so zertrümmert, daß sie nicht einmal mehr zu identifizieren waren. Die kostbaren Kristallüster waren von der Decke gerissen und die Splitter wie glitzerndes Eis über das ganze Zimmer verteilt, die Teppiche waren zerrissen, und in den Fußböden gähnten gewaltige, ausgefranste Löcher.

»Großer Gott«, stammelte Howard. »Was ist hier passiert?«

Aber ich hörte seine Worte kaum. Mein Blick hing wie gebannt an der Tür zu Priscyllas Schlafzimmer.

Genauer gesagt, an dem gezackten Loch darin, das ungefähr die Größe und Umrisse eines menschlichen Körpers hatte. Wer immer hier eingedrungen war, hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Tür zu öffnen, sondern war einfach hindurchgelaufen.

Zitternd, wie gegen einen inneren Widerstand ankämpfend, näherte ich mich der Tür, duckte mich durch das gewaltige Loch hindurch und unterdrückte nur noch mit letzter Kraft einen Schrei, als ich sah, daß der Raum ebenso verwüstet war wie das Nebenzimmer. Schlimmer noch – hier war sogar die Wand eingerissen. Der unbekannte Eindringling war nicht auf dem gleichen Wege zurückgegangen, auf dem er gekommen war, sondern in gerader Linie weiter – durch die Wand hindurch.

Und Priscylla war verschwunden. Neben dem, was von ihrem Bett übriggeblieben war, lag eine verkrümmte Gestalt, in die Fetzen einer ehemals weißen Schwesterntracht gehüllt. Ihre Haube war nach vorne gerutscht und verbarg gnädig den Anblick ihres Gesichtes.

Behutsam kniete ich neben der Toten nieder, streckte die Hand nach ihr aus und fuhr wie elektrisiert zurück, als ein leises, gequältes Stöhnen aus ihrer Brust drang. »Sie lebt!« entfuhr es mir.

»Ja«, antwortete Howard leise. »Aber sie wird sterben.«

Ich fürchtete, daß er recht hatte. Der Teppich unter dem Körper der Krankenschwester war dunkel von Blut. Niemand konnte die Verletzungen überstehen, die sie davongetragen hatte. Es war ein Wunder, daß sie überhaupt noch am Leben war.

»Mein Gott«, flüsterte ich. »Was ist hier geschehen?«

Howard kniete neben mir nieder, drehte die Sterbende wenig sanft auf den Rücken und berührte ihr Gesicht. In seinen Augen stand eine Frage geschrieben, die den Schrecken in mir noch vertiefte.

»Nein!« sagte ich.

»Du mußt«, erwiderte Howard, sehr leise, aber auch sehr ernst. »Wir müssen wissen, was hier passiert ist. Und zwar schnell.«

Einen Moment lang sträubte ich mich noch dagegen, aber in Wahrheit hatte ich längst eingesehen, daß er recht hatte. Mrs. Peddigrew war die einzige Zeugin, die uns sagen konnte, wer für diese Verwüstung verantwortlich war, und – was noch wichtiger war! – was mit Priscylla geschehen war. So nickte ich schließlich widerstrebend, streckte die Hand nach ihr aus und berührte mit gespreizten Fingern ihre Augen und ihre Stirn. Dann konzentrierte ich mich.

Es war leichter, als ich erwartet hatte, denn ihr Geist glitt bereits hinüber in die dunklen Sphären des Nichts und wehrte sich nicht mehr gegen meine Beeinflussung, wie es das Bewußtsein eines gesunden Menschen ganz instinktiv getan hätte.

Und es war schlimmer, als ich gefürchtet hatte.

Zuerst fühlte ich nichts als einen tiefen, kalten Schmerz, eine Pein sonderbar körperloser Art, dann einen fast unwiderstehlichen Sog. Etwas Schwarzes, ungeheuer Starkes wollte sich meines Bewußtseins bemächtigen. Eine gräßliche Kälte machte sich in mir breit.

Hastig zog ich mich zurück, blockte den Einfluß des finsteren Strudels ab und griff noch einmal nach dem Geist der Sterbenden. Diesmal sah ich Bilder, aber es war wie in einem wahnsinnigen, sich unglaublich rasch drehenden Kaleidoskop: Momentaufnahmen aus ihrer Jugend, banale Augenblicke ihres Lebens, ihr erster Schultag, ihre erste Liebesnacht, eine Enttäuschung, die so groß gewesen war, daß sie ihr ganzes nachfolgendes Leben veränderte. Binnen weniger Augenblicke raste das ganze Leben der sterbenden Frau an mir vorüber, nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern als irrer Veitstanz auf unbeschreibliche Weise gleichzeitig auf mich einstürmender Eindrücke. Es war das Entsetzlichste, was ich bis zu diesem Moment erlebt hatte – ich nahm am Sterben eines Menschen teil.

Mit aller Gewalt versuchte ich Furcht und Angst und den immer machtvoller werdenden Griff des großen kalten Bruders des Schlafes

aus meinem Geist zu verdrängen und konzentrierte mich auf die letzten Augenblicke, die in diesem erlöschenden Gedächtnis verzeichnet waren. Zuerst spürte ich nur Schmerz, eine unbestimmte Spanne nicht enden wollenden Leides, in dem sie hier gelegen und auf das Ende gewartet hatte. Der Angriff mußte erfolgt sein, kurz nachdem ich das Hotel verlassen hatte, dachte ich schaudernd. Vielleicht hatte er gar mir gegolten, und diese arme Frau und der unschuldige Page draußen waren an meiner Stelle gestorben.

Ich verscheuchte den Gedanken und zwang das immer schwächer werdende Bewußtsein Mrs. Peddigrews noch einmal, sich an das Entsetzliche zu erinnern. Ganz gelang es ihr nicht – es war nur eine Flut von Bildern und scheinbar zusammenhanglosen Eindrücken, gepaart mit einer solchen Angst, daß ich selbst vor Entsetzen aufstöhnte. Sie war an Priscyllas Bett eingeschlafen, kurz nachdem ich die Suite verlassen hatte, und war durch Lärm geweckt worden, der aus dem Nebenzimmer drang. Ein halberstickter Schrei, dann das Krachen zerberstender Möbel, und dann war etwas Gigantisches, Grünes durch die Tür gebrochen, eine Gestalt, die so absurd war, daß Mrs. Peddigrew vor Unglauben schlichtweg gelähmt gewesen war und nicht einmal hatte schreien können.

Was danach kam, waren nur noch unzusammenhängende Fetzen, aus denen ich mir nur mit Mühe ein Bild machen konnte. Die Alptraumgestalt hatte Mrs. Peddigrew niedergeschlagen, und sie hatte dagelegen und hilflos mit angesehen, wie sie wie in irrsinniger Raserei das Zimmer verwüstet hatte. Schließlich hatte sie Priscylla vom Bett gehoben und war mit ihr verschwunden. Durch die massive Wand hindurch.

An dieser Stelle ihrer Erinnerung angekommen, löste ich die geistige Verbindung zwischen uns. Mrs. Peddigrew bäumte sich noch einmal auf, gab einen leisen, sonderbar erleichtert anmutenden Seufzer von sich, und erschlaffte in meinen Armen. Plötzlich begriff ich, daß es nur noch der Einfluß meiner geistigen Kräfte gewesen war, der sie am Leben erhalten hatte. Und daß...

Vermutlich war das, was ich danach tat, ziemlich dumm, logisch betrachtet. Ich hatte die furchtbare Kraft des körperlichen Soges in ihren Gedanken gespürt, und die Gefahr, daß auch ich ihm erlegen würde, war mehr als nur groß. Aber ich dachte in diesem Moment nicht mehr logisch, sondern handelte rein instinktiv. Mit aller Macht stemmte ich mich dem finsteren Etwas in ihr entgegen, mobilisierte jedes bißchen meines magischen Erbes und versuchte, die finstere Woge zurückzudrängen.

Und es gelang mir.

Langsam, unendlich langsam, löste sich der Griff der körperlosen schwarzen Klaue aus ihrer Seele. Es war wie ein lautloses Aufatmen, schnell und unhörbar und unendlich erleichtert.

Aber als ich die Hand von ihrer Stirn nahm, wußte ich, daß sie leben würde. Ich hätte es in diesem Moment nicht ertragen, mit dem Tode eines weiteren unschuldigen Menschen belastet zu werden, der einfach das Pech gehabt hatte, in meiner Nähe zu sein.

»Nun?« fragte Howard aufgeregt.

»Sie wird leben«, sagte ich matt. Ich seufzte, ließ mich vollends neben Mrs. Peddigrew zu Boden sinken und untersuchte sie flüchtig, so weit es mir möglich war. Ihr rechter Arm war gebrochen, und ihr Gesicht sah nicht gut aus, vorsichtig ausgedrückt. Aber sie würde es überleben.

»Jemand kommt«, sagte Rowlf von der Tür aus, ehe ich antworten konnte. »Beeilt euch lieba.«

Howard nickte. »Halte ihn auf«, sagte er, ohne zu Rowlf hinüberzusehen. »Also, Bob – was ist hier geschehen?« Er machte eine weit ausholende, flatternde Handbewegung. »Wer war das?«

»Eine... Frau«, antwortete ich stockend. »Aber auch wieder nicht. Es war...« Ich brach ab, suchte nach den richtigen Worten und fand sie, aber meine Zunge weigerte sich, das Unmögliche auszusprechen.

»Was soll das heißen, Robert?« fauchte Howard. »War es nun eine Frau oder war es keine?«

»Es war eine Frau«, sagte ich leise. »Aber sie war... aus Eisen.«

Howard starrte mich an. »Was?!«

»Völlig aus Eisen«, bestätigte ich hilflos. »Wie... wie eine Statue, weißt du? Ihr Kleid, ihr... ihr Haar, ihre Haut, ihr Gesicht... es war alles aus Eisen. Aber sie hat sich bewegt. Sie... sie lebte. Und sie sah... sonderbar aus.« Ich sprach sehr schleppend, und es fiel mir schwer, meine Gedanken in die richtigen Bahnen zu leiten. Das düstere Etwas, auf das ich im Geiste der Sterbenden getroffen war, ließ mich noch immer schaudern. Wenn das der Tod gewesen war, dann war an ihm nichts Warmes und Freundliches, dachte ich entsetzt.

»Was soll das heißen, sie sah sonderbar aus?« fragte Howard. »Beschreibe sie.«

»Sie war... groß«, antwortete ich zögernd. »Zwei Meter, schätze ich. Und blattgrün. Sie trug eine... eine Art Toga. Und in der rechten Hand eine Fackel aus Eisen. Und eine sehr sonderbare Kopfbedeckung.«

Howards Augen wurden rund. »Eine Art Strahlenkranz?« fragte er zögernd. »Dreieckige Zacken, die das Sonnenlicht symbolisieren?«

Verblüfft nickte ich. »Genau. Woher weißt du das?«

Es dauerte einen Moment, bis Howard antwortete. »Weißt du, was du da gerade beschrieben hast, Robert?« fragte er.

Und im gleichen Moment wußte ich es.

Es gab eine Menge Dinge in New York, die mir in den Jahren meiner Abwesenheit fremd geworden waren. Aber es gab auch ein Ding, das jeder, der auch nur einen Fuß über die New Yorker Stadtgrenze gesetzt hatte, kannte. Ich nickte. Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken. Plötzlich konnte ich nur noch mit letzter Kraft ein hysterisches Kichern unterdrücken.

»Die Freiheitsstatue«, antwortete ich.

* * *

Nick Landers schnippte seine siebente Zigarette ins brackige Wasser der Mole, klappte zum ungefähr dreißigsten Male innerhalb der letzten halben Stunde den Deckel seiner Taschenuhr auf und fluchte gepreßt. Was dachte sich dieser Idiot von Braydowski, ihn länger als eine halbe Stunde warten zu lassen? Schließlich war es sein Vorschlag gewesen, sich hier mit ihm zu treffen, und schließlich war er es, der von dem Geschäft am meisten profitieren würde.

Der kahlköpfige Pole, der offiziell ein nicht besonders gut gehendes Pfandleihhaus am Rand des Hafenbezirkes betrieb, war in Wirklichkeit einer der größten Hehler New Yorks, und wie immer würde er den Löwenanteil des Gewinnes machen, während Nick und die anderen sich mit bescheidenen vier-, fünfhundert Dollar pro Nase zufriedengeben mußten – für das Risiko, erwischt und für mindestens zehn Jahre eingesperrt zu werden. Die New Yorker Gerichte verstanden verflucht wenig Spaß, wenn es um Einbruch ging. Und das

Risiko, mit einer Tasche voller Diebesgut erwischt zu werden, war auch nicht zu verachten. So verlassen und einsam der Hafen um diese Zeit des Tages wirken mochte, wußte die Polizei doch ganz gut, daß Zeit und Ort als Treffpunkt für so ziemlich jeden dienten, der seine Geschäfte nicht unbedingt in aller Öffentlichkeit abwickeln wollte.

Landers fluchte erneut, griff nach einer weiteren Zigarette und stellte enttäuscht fest, daß die Packung leer war – was seinen Groll nur noch mehr steigerte. Ärgerlich drehte er sich um, blickte zu Boden und fand nach einem Moment, was er suchte – einen Stummel, den irgend jemand davongeschnippt hatte und der sicher noch für zwei, drei Züge gut war. Mit zitternden Fingern hob er ihn auf, riß ein Streichholz an und drehte sich wieder zum Wasser zu. Es begann zu dämmern, und draußen über dem Meer hatte sich bereits die Nacht breitgemacht. Davor hoben sich schwarz und finster die Umrisse der Schiffe ab. Mächtige Drei- und Viermaster, die in Landers Gedanken an fremde Länder mit prachtvollen Städten und noch prachtvoller gefüllten Brieftaschen wachriefen. Eines Tages, dachte er, würde er an Bord eines solchen Schiffes gehen und die Welt kennenlernen. Sobald er genug zusammengestohlen hatte, um die Schiffspassage zu bezahlen.

Der Gedanke erinnerte ihn wieder an den eigentlichen Grund seines Hierseins; gleichzeitig hatte er die Zigarette so weit herabgeraucht, daß die Glut seine Lippen zu versengen drohte. Wütend beugte er sich über den Rand der Mole, spie sie ins Wasser – und erstarrte.

Unter ihm trieb Braydowski. Genauer gesagt, seine Leiche. Jemand hatte dem kahlköpfigen Polen den Schädel eingeschlagen. Er blutete aus einer schrecklichen Wunde an der Schläfe, und er konnte noch nicht sehr lange tot sein, denn das Wasser rings um ihn herum färbte sich immer stärker rosa; die Wunde hatte noch nicht einmal aufgehört, zu bluten.

Landers erster Impuls war, einfach herumzufahren und zu verschwinden, ehe ihn womöglich noch jemand in der Nähe der Leiche sah und die falschen Schlüsse daraus zog. Aber er machte nur zwei Schritte, dann blieb er wieder stehen, stellte den Beutel mit seinem Diebesgut ab und ging zum Rand der Mole zurück. Vorsichtig kniete er nieder, stützte sich mit der linken Hand auf dem feuchten Holz ab und angelte mit der anderen nach Braydowskis Arm und bekam ihn zu fassen.

Im gleichen Moment sah er den Schatten. Er erschien hinter ihm, mächtig und schwarz und auf schwer zu fassende Weise drohend, schob er sich über seinen eigenen Schatten – und irgend etwas an ihm

war falsch.

Nick reagierte, ohne zu denken. Blitzschnell ließ er sich zur Seite kippen, glitt auf dem feuchten Holz aus und fiel mit einem halberstickten Schrei über den Rand der Mole, und irgendwie drang, noch bevor er anderthalb Meter tief im Wasser aufschlug, der Gedanke an sein Bewußtsein, daß ihm dieses Mißgeschick das Leben gerettet hatte, denn irgend etwas fuhr mit ungeheuerlicher Kraft in das armdicke Holz und zermalmte es, genau dort, wo er gelegen hätte, wäre er nicht gestürzt.

Landers ging unter, schlug mit dem Schädel gegen einen Holzpfeiler und kam prustend und Wasser spuckend wieder an die Oberfläche. Das Wasser war an dieser Stelle nicht sehr tief; er spürte Morast und Klumpen von Tang unter sich und an seinen Beinen, und der Sog der Ebbe machte sich sofort bemerkbar und wollte ihn ins offene Wasser hinausziehen. Fluchend stemmte er sich gegen die Kraft des Wassers, fand auf dem glitschigen Boden Halt und blickte auf.

Im nächsten Augenblick wäre er um ein Haar doch ins Meer hinausgetrieben worden – und wahrscheinlich ertrunken, denn Nick Landers hatte niemals schwimmen gelernt – denn was er sah, war so unglaublich, daß er selbst seine lebensgefährliche Lage vergaß.

Über ihm stand eine zwei Meter große, perfekte Kopie der Freiheitsstatue. Sie bestand genau wie ihr großes Vorbild aus Kupferplatten, die sich über einem Stahlskelett spannten, und das einzige, was an ihr überhaupt lebte, waren die Augen, die mit fast neugierigem Interesse auf Landers hinabblickten. Die eiserne Fackel in ihrer rechten Hand strahlte in kalter, giftgrüner Glut.

Während Nick Landers noch vollauf damit beschäftigt war, an seinem Verstand zu zweifeln, beugte sich die Gestalt langsam vor. Nick glaubte das Knirschen ihrer eisernen Gelenke zu hören, dann begriff er, daß es das armdicke Holz der Mole war, das unter dem Gewicht der metallenen Frau ächzte. Eine Hand griff nach ihm. Nick prallte keuchend zurück, verlor auf dem morastigen Untergrund den Halt und geriet abermals unter Wasser. Instinktiv griff er um sich, bekam etwas Weiches, Schweres zu fassen und klammerte sich daran fest.

Erst als er den Kopf wieder über Wasser hatte, sah er, daß es die Leiche des Polen war, an der er Halt gefunden hatte.

Dann bewegte sich der Schatten über ihm erneut, und eine halbe Sekunde später wurde Nick losgerissen und wuchtig unter Wasser

gedrückt, als etwas vom Gewicht eines mittleren Hochhauses von der Mole fiel und neben ihm ins Wasser klatschte.

Nick schrie – wenigstens wollte er es, aber da er noch immer unter Wasser war, fiel das Ergebnis entsprechend aus –, griff blindlings um sich und bekam einen der mächtigen Stützbalken zu fassen, die die Mole hielten. Mit letzter Kraft zog er sich daran in die Höhe, fand wieder festen Grund unter den Füßen und sah etwas Riesiges, mattgrün Leuchtendes auf sich zurasen. Instinktiv zog er den Kopf ein, ließ seinen Halt los und warf sich nach hinten.

Die Fackel der Kupferfrau fraß sich zischend in das nasse Holz, genau dort, wo sein Gesicht gewesen war.

Landers dachte nicht mehr, sondern watete blindlings los. Er hatte Glück im Unglück gehabt – die Welle hatte ihn weiter unter die Mole gedrückt, und der Strand stieg hier allmählich an, so daß er wenigstens nicht mehr in Gefahr war, zu ertrinken. Aber das Wasser reichte ihm noch immer bis fast zur Brust und hinderte ihn daran, schnell zu laufen, während seine Verfolgerin über übermenschliche Kräfte zu verfügen schien und solche Schwierigkeiten ganz offensichtlich nicht kannte, denn sie kam rasch näher.

Immer wieder klatschte ihre Fackel ins Wasser. Sprudelnde Blasen und Dampf stiegen auf, wo die Höllenglut das Wasser zum Kochen brachte. Und selbst ohne diese Glut wäre die Fackel noch eine tödliche Keule gewesen.

Nick versuchte, schneller zu laufen, aber der Abstand zwischen ihm und seiner unheimlichen Verfolgerin schmolz immer mehr zusammen. Dazu kam, daß es unter der Mole schon fast stockfinster war und er sich in dem Gewirr aus Stützpfeilern zu verfangen drohte.

Dann geschah das Unvermeidliche: Nick warf sich zur Seite, um einem weiteren Schlag der Fackel auszuweichen, glitt auf dem knöcheltiefen Schlamm aus und fiel mit hilflos rudernden Armen zur Seite.

Als er sich diesmal hochstemmen wollte, konnte er es nicht.

Eine Hand aus Kupfer krallte sich zwischen seinen Schulterblättern in seine Jacke und drückte ihn unter Wasser. Nick versuchte zu schreien und vergeudete dabei den kostbaren Rest Luft, den er noch in seinen Lungen hatte. Verzweifelt trat er um sich, traf etwas Hartes und entsetzlich Kaltes und spürte, wie seine Kräfte zu schwinden begannen. Ein dumpfer, quälender Schmerz machte sich in seinen Lungen breit, während die Metallhand ihn tiefer und tiefer unter

Wasser drückte, bis er Schlamm unter Gesicht und Händen spürte. Und etwas Hartes und Schweres. Landers verschwendete keine Sekunde an den Gedanken, was er da gefunden hatte – es war aus Eisen, und es war hart und sehr schwer, das war alles, was zählte. Mit der Kraft, die ihm die Todesangst gab, packte er das Eisenstück, drehte sich im Griff der entsetzlichen Hand herum und schlug zu. Das Wasser raubte seinem Schlag eine Menge von seiner Kraft, aber die Keule war auch sehr schwer; er hörte einen dröhnenden, sonderbar nachhallenden Schlag, spürte einen entsetzlichen Schmerz in den Handgelenken und brachte irgendwie das Kunststück fertig, seine Keule trotzdem nicht loszulassen.

Und der Druck auf seine Schultern verschwand.

Nick stemmte sich hoch, brach mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche, rang keuchend nach Atem und drehte sich herum. Schwäche und Dunkelheit vernebelten seinen Blick, aber er sah zumindest, daß die Kupferfrau ebenfalls zurückgetaumelt war. Blindlings schwang er seine Keule.

Ein ungeheures Dröhnen klang auf, als die Eisenstange auf den Schädel der Unheimlichen traf. Ein helles Knirschen erklang, und einer der dreieckigen Sonnenstrahlen, die ihren Schädel wie ein bizarrer Hut umgaben, brach ab. Die Gestalt taumelte zurück. Gleichzeitig griff ihre Hand abermals nach Landers Schulter und verkrallte sich in den Stoff seiner Jacke.

Er schlug blindlings zu. Abermals erklang dieses helle Knirschen, und dann war die Hand plötzlich verschwunden, und plötzlich kippte die ganze Gestalt nach hinten und verschwand im schäumenden Wasser.

Nick Landers fuhr herum, schleuderte seine Keule in hohem Bogen davon und watete los, ohne sich auch nur noch einmal nach der metallenen Frau umzusehen. Nach wenigen Minuten wurde das Wasser flacher, und die Unterseite der Mole begann sich auf ihn herabzusenken. Aber Landers rannte weiter, auch als er trockenes Land erreicht hatte. Es dauerte sehr, sehr lange, bis er zu laufen aufhörte.

* * *

Ich fand in dieser Nacht keinen Schlaf mehr. Obwohl ich meine ganze Überredungskunst (und ein bißchen Hypnose) zur Anwendung brachte, gelang es mir nicht, den Hotelmanager davon abzubringen,

die Polizei zu rufen, kaum daß er sich von dem Schreikrampf erholt hatte, der ihn befiel, als er wutschnaubend in mein Appartement stürzte.

Was danach kam, war etwas, das ich nur zu gut kannte. Noch bevor der Ambulanzwagen kam und Mrs. Peddigrew abholte, erschienen drei freundliche, aber sehr entschiedene Herren in schwarzen Uniformen der New Yorker City-Police, und ich verbrachte wieder einmal viele lange Stunden auf der falschen Seite des Schreibtisches, in denen mir mein Gegenüber in Gedanken bereits eine Schlinge um den Hals gelegt und den Knoten schön fest zugezogen hatte.

Einzig der Umstand, daß niemand zu Tode gekommen war und ich die unverschämten Schadensersatzansprüche des Hotelmanagers auf der Stelle befriedigte, bewahrten mich davor, herauszufinden, ob sich die New Yorker Gefängnisse in den letzten vier Jahren entscheidend verändert hatten. Aber auch so war es lange nach Mitternacht, als wir endlich die Wache verließen, und ich hatte mit mehr als nur Engelszungen reden müssen, damit man auch Howard und Rowlf wenigstens vorläufig auf freien Fuß setzte.

Gottlob erwies sich die New Yorker Polizei meiner suggestiven Beeinflussung gegenüber als nicht so widerstandsfähig wie der Haushysteriker des Hilton. Es ist wohl unnötig, zu erwähnen, daß ich vier unordentlich gepackte Koffer mit meinem Gepäck vorfand, als ich das Verhörzimmer verließ und die Wache durchquerte.

»Sieht so aus, als müßtest du heute nacht bei uns schlafen, statt umgekehrt«, sagte Howard mit einem müden Lächeln, als ich schnaubend einen der Koffer aufnahm und zusah, wie sich Rowlf die drei anderen Gepäckstücke ohne sonderliche Anstrengung unter die Arme klemmte. Ich setzte zu einer scharfen Erwiderung an, sagte aber dann kein Wort, sondern drehte mich statt dessen stirnrunzelnd herum.

Die Wache war nicht leer. Trotz der vorgerückten Stunde befand sich ein gutes Dutzend Leute in dem kleinen, überheizten Raum – eine dickleibige Frau, die mit schriller Stimme einen Polizisten anschrie und ihren Schirm wie eine Keule schüttelte, zwei Betrunkene, die wohl keinen Platz mehr in der Ausnüchterungszelle gefunden hatten, zwei grellgeschminkte Dirnen, die in Begleitung eines geschniegelten Burschen gekommen waren, dem man den Zuhälter schon auf eine Meile ansah, und eine Reihe ganz normal aussehender Bürger.

Und die Stimme von einem von ihnen hatte einen vertrauten Klang.

»Worauf wartest du?« fragte Howard ungeduldig.

Ich machte eine ungeduldige Kopfbewegung, setzte meinen Koffer wieder ab und trat auf den leicht untersetzten Mann zu, dessen voluminöser Bart und wilder Schopf mir nur allzu bekannt vorkamen. Er war gerade dabei, ein Protokoll zu unterschreiben, während ein Polizeibeamter auf der anderen Seite der Theke mit leiser, nicht sehr freundlich klingender Stimme auf ihn einsprach. Der Bärtige grunzte eine Antwort, schraubte seinen Füllhalter zu und stieß ihn mit einer überaus heftigen Bewegung in die Brusttasche seines groben Arbeitsjacketts.

Als er sich herumdrehte, um aus der Wache zu stampfen, vertrat ich ihm den Weg. Und im gleichen Moment wußte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Er jedoch erkannte mich offensichtlich nicht, denn seine einzige Reaktion bestand aus einem unwilligen Stirnrunzeln und dem Versuch, mir mit einem raschen Schritt seitwärts auszuweichen.

»Nun, Mel«, sagte ich lächelnd. »Ärger mit der Polizei?«

Er blieb stehen, blinzelte, maß mich mit einem sehr langen, aber nicht sehr geduldigen Blick und runzelte abermals die Stirn. Für einen Moment glaubte ich fast, so etwas wie Erkennen in seinen Augen aufblitzen zu sehen. Aber dann verfinsterte sich sein Gesichtsausdruck eher noch. »Wer sind Sie?« fragte er.

»Nun sag bloß noch, du erkennst mich nicht«, sagte ich grinsend. »So lange ist es doch noch gar nicht her. Oder wirst du allmählich alt?«

Melville starrte mich an. Einen Herzschlag lang blieb sein Blick an der weißen Strähne in meinem Haar und an meinem Bart haften (natürlich; ich hatte ihn mir erst nach meiner Abreise aus New York wachsen lassen!), dann klappte sein Unterkiefer herunter, und seine Augen wurden rund. »Robert?« murmelte er. »Bist... du das?«

»Wenn ich keinen Zwillingsbruder habe, von dem ich selbst nichts weiß, ja«, erwiderte ich feixend.

Melville schwieg einen Moment, und der verblüffte Ausdruck auf seinen Zügen nahm noch zu. Dann schüttelte er den Kopf, hob die Hand, wie um mich an der Schulter zu ergreifen, wie er es früher oft getan hatte, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, sondern schüttelte nur abermals den Kopf. »Ist verdammt lange her«, sagte er. »Du hast dich verändert.« Er lächelte. »Hast es zu was gebracht, wie?«

»Wie kommst du darauf?«

Mel deutete mit einer Kopfbewegung auf meinen Anzug. »Das Ding kostet einen Monatslohn für unsereins«, sagte er. »Wo bist du gewesen? Wir haben alle gedacht, es hätte dich irgendwie erwischt. Oder du wärest im Knast.«

»Viel hat auch nicht gefehlt«, bekannte ich. »Aber das ist eine lange Geschichte. Ich erzähle sie dir später. Komm mit, jetzt stelle ich dich erst einmal meinen Freunden vor.« Damit packte ich ihn kurzerhand am Arm, zog ihn herum und deutete zuerst auf Howard, dann auf Rowlf. »Darf ich vorstellen? Mister Howard Philipp Lovecraft und sein Freund und Leibdiener Rowlf. Und das«, fügte ich mit einer Geste auf Mel hinzu, »ist Herman Melville. Ein guter alter Freund von mir. Die Prügel, die ich von ihm bezogen habe, kann ich schon gar nicht mehr zählen.«

»Diener?« Mel gab sich keine sonderliche Mühe, das Grinsen aus seinem Gesicht zu verbannen, mit dem er zuerst Rowlf, dann Howard maß.

»Laß dich nicht von Äußerlichkeiten täuschen«, sagte ich hastig. »Howard ist nicht das, was er scheint. Das gehört zu der Geschichte, die ich dir erzählen muß«, fügte ich hinzu.

Mel nickte. »Schon gut. Du hast schon immer eine blühende Phantasie gehabt, Bob. Wie ist es – darf ich dich und deine Freunde auf ein Bier einladen? Das Wiedersehen muß gefeiert werden. Aber nicht hier«, fügte er säuerlich hinzu.

Keiner von uns hatte etwas dagegen einzuwenden, die Polizeiwache zu verlassen, und eine knappe Viertelstunde später saßen wir gemeinsam in einem Lokal, das Mel so geschickt ausgesucht hatte, daß weder Howard noch er auf der einen oder ich auf der anderen Seite zu großes Aufsehen erregt hätten. Rowlf schon. Aber Rowlf erregt prinzipiell überall Aufsehen.

»Also«, begann ich die Unterhaltung, nachdem wir uns gesetzt und unsere Bestellung aufgegeben hatten. »Was macht ein Mann wie du auf der Wache, Mel? Ärger?«

Melville zog eine Grimasse. »Nicht direkt«, sagte er. »Vor ein paar Tagen hat es einen Brand unten am Hafen gegeben. Eine üble Geschichte. Einer meiner Wachmänner ist ums Leben gekommen.«

»Und du –

»Ich hab’ nichts damit zu tun«, versicherte er hastig. »Aber Tatsache ist, daß O’Connelly und ich nicht gerade das waren, was man dicke Freunde nennt. Und die Cops sind nervös. In letzter Zeit sind eine Menge komischer Sachen passiert, gerade unten am Hafen.« Er seufzte, unterbrach sich einen Moment, als der Kellner kam und unser Bier brachte, und nutzte die Zwangspause, Howard und Rowlf sehr eingehend zu mustern.

»Du arbeitest noch immer im Hafen«, stellte ich fest, als wir wieder allein waren.

Mel grinste säuerlich, trank einen Schluck Bier und seufzte übertrieben. »Was bleibt mir übrig?« fragte er. »Die Welt besteht aus Banausen, Junge. Ich warte darauf, daß mindestens drei Millionen Leser begreifen, was für ein Genie ich bin.«

»Leser?« Howard sah auf. »Sie schreiben, mein Bester?«

»Dann und wann«, bestätigte Mel. »Den Großteil meiner Zeit verbringe ich allerdings damit, im Hafen zu arbeiten, um meine Miete bezahlen zu können.« Er sah Howard fast herausfordernd an. »Warum fragen Sie, Mister Lovecraft?«

»Nun«, Howard lächelte fast verlegen. »Auch ich bringe dann und wann etwas zu Papier. Wenn auch bisher ohne Erfolg, wie ich gestehen muß.« Ich blickte ihn fragend an, denn dieses Eingeständnis war mir neu, aber Howard ignorierte meinen Blick. »Was verfassen Sie?« fuhr er fort, an Mel gewandt. »Gedichte?«

»Auch«, sagte Mel amüsiert. »Dann und wann einen Roman. Aber, wie gesagt, es reicht nicht, davon zu leben. Vielleicht«, fügte er grinsend hinzu, »werde ich erst nach meinem Tode berühmt, und Moby Dick gehört eines Tages zu den Klassikern.«

»Moby Dick?«

»Der Titel meines Romanes«, erklärte Mel.

Howard runzelte die Stirn. »Ich muß gestehen, daß ich noch nichts davon gehört habe«, sagte er ein wenig verlegen.

Mel lächelte. »Das macht nichts. Es gibt etliche Millionen Amerikaner, die noch nichts davon gehört haben.« Er trank wieder von seinem Bier, stellte das Glas mit einer übertrieben heftigen Bewegung auf den Tisch zurück und sah mich auf eine Weise an, die deutlich machte, daß er das Thema damit für erledigt hielt. »Aber jetzt bist du erst

einmal dran, zu erzählen«, sagte er. »Wo zum Teufel bist du die ganze Zeit gewesen? Und wie ist es dir ergangen?«

Und ich erzählte. Im Nachhinein muß ich gestehen, daß ich eine ganze Menge Phantasie und Improvisationstalent entwickelte, Mel mein Leben in den letzten vier Jahren zu schildern, ohne auch nur ein einziges Wort Wahrheit in die Geschichte einfließen zu lassen. Aber es gelang mir tatsächlich, ihm die Story vom männlichen Aschenputtel aufzubinden, und offensichtlich so überzeugend, daß er mir glaubte. Vielleicht war es auch einfach meine äußere Erscheinung, die ihn mehr überzeugte als meine Worte. Aber gleichwie – ich redete fast eine Stunde, in der Mels Blick immer anerkennender wurde. Schließlich erhob er sich, entschuldigte sich für einen Moment und machte sich schwankend auf den Weg zur Toilette. Die sieben oder acht Bier, die er im Verlauf der letzten Stunde in sich hineingegossen hatte, zeigten Wirkung.

»Was soll das eigentlich?« fragte Howard, kaum daß Melville außer Hörweite war. »Deine Wiedersehensfreude in allen Ehren, Junge, aber wir haben anderes zu tun, als uns mit einem Möchtegern-Schreiberling zu betrinken.«

»Mel ist alles andere als ein Möchtegern-Schreiberling, du verkanntes Genie«, erklärte ich lächelnd. »Und ich habe einen sehr triftigen Grund, mit ihm zu reden, Howard.«

»Und welchen?«

»Er arbeitet am Hafen«, erklärte ich.

»Das tun etliche tausend andere Männer auch«, sagte Howard grob.

»Aber sie heißen nicht Herman Melville«, sagte ich. »Ich kannte ihn verdammt gut, als ich noch in New York gelebt habe, Howard. Wenn er auch nur die Hälfte seiner guten Verbindungen behalten hat, kann er eine wertvolle Hilfe für uns sein.«

»Du willst ihn einweihen?« fragte Howard zweifelnd. »Das halte ich nicht unbedingt für eine gute Idee.«

»Wer spricht von Einweihen?« gab ich zurück. »Aber es gibt niemanden unten im Hafen, den Mel nicht auf die eine oder andere Weise kennt. Ich glaube nicht«, fügte ich sarkastisch hinzu, »daß die New Yorker Behörden uns eine Genehmigung verschaffen werden, nach Liberty Island zu fahren und in der Freiheitsstatue herumzuschnüffeln.«

»Und er kann es?« fragte Howard ungläubig.

Ich zuckte mit den Achseln, ersparte mir aber die Antwort, denn in diesem Moment kam Mel zurück, ein Tablett mit vier frisch gefüllten Biergläsern in der Hand balancierend und schon verdächtig schwankend. Der gute Mel war niemals sehr trinkfest gewesen. Ich wartete, bis wir angestoßen hatten, dann kam ich übergangslos zur Sache.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten, Mel«, sagte ich. »Genauer gesagt, zwei.«

»Nur zu«, antwortete Mel. »Was brauchst du?«

Ich zögerte einen Moment, dann entschied ich mich, daß es wenig Sinn hatte, lange um den heißen Brei herumzureden. »Falsche Papiere«, sagte ich gerade heraus. »Für Howard und Rowlf.«

Howard ächzte hörbar, während Mel mich nur mit neu erwachendem Mißtrauen anstarrte. »Also doch«, sagte er schließlich.

»Also doch... was?«

Mel lächelte, aber er wirkte auf schwer zu formulierende Weise enttäuscht. »Deine Geschichte war einfach zu schön, um wahr zu sein«, sagte er. »Ich würde mich nicht trauen, sie in einem Buch zu bringen. Der verlorene Sohn, der seinen Vater wiedertrifft und ein Millionenvermögen erbt. Pah! Ich beginne zu ahnen, woher dein Geld stammt, Robert«

»Du täuschst dich«, sagte ich – und sorgte auf meine ganz persönliche Weise dafür, daß er es auch glaubte. Ich kam mir dabei ziemlich schäbig vor; einen Menschen seines freien Willens zu berauben, hat mir noch nie Freude bereitet. Es ist entwürdigend; auch für mich. Aber wir hatten keine Zeit, lange zu diskutieren. Und ich hatte ihn ja nicht einmal belogen.

»Sie... dürfen das nicht falsch verstehen, Mister Melville«, sagte Howard verlegen. »Wir sind in der etwas prekären Situation, unserer Papiere verlustig gegangen zu sein. Und uns bleibt nicht die Zeit, sie uns auf legalem Wege wieder zu besorgen.«

Mel schnaubte abfällig: »Sparen Sie sich Ihre Ausreden, Mister wie-immer-Sie-heißen-mögen. Sie täuschen sich, und Ihr junger Freund auch. Ich hatte niemals mit solchen Dingen zu tun, und ich will auch jetzt nichts damit zu schaffen haben.«

»Niemand verlangt, daß du etwas Ungesetzliches tust, Mel«, sagte ich hastig. »Ich weiß, daß du eine ehrliche Haut bist. Ich brauche nur eine Adresse. Nun komm schon – du kennst doch Gott und die Welt. Was ist mit unserer alten Bande? Existiert sie noch?«

»Wenn du deine alte Bande meinst«, antwortete Mel betont und jetzt eindeutig feindselig. »Zum Teil. Ein paar sitzen, ein paar hat es erwischt, und ein oder zwei von ihnen haben ein ganz normales Leben angefangen. Aber die meisten treiben es schlimmer denn je.« Er wurde mit einem Male sehr ernst »Früher wart ihr eine Jugendbande, Robert, aber täusche dich nicht. Aus einigen deiner alten Freunde sind handfeste Verbrecher geworden. Es wäre besser, du würdest dich von ihnen fernhalten.«

»In ein paar Tagen geht mein Schiff«, antwortete ich ebenso ernst. »Ich denke, ich bin in England fern genug von ihnen. Aber ich möchte Howard und Rowlf mit mir nehmen. Ich bitte dich, Mel – es ist nicht so, wie du glaubst. Wir haben einfach keine Zeit, den offiziellen Weg zu nehmen.«

Mel schwieg, hob sein Bierglas und starrte mich über seinen Rand hinweg an, trank aber nicht. »Und der zweite Gefallen?« fragte er schließlich.

»Das wird etwas leichter«, sagte Howard. »Robert und wir möchten gerne die Freiheitsstatue sehen. Können Sie uns hinbringen?«

»Völlig unmöglich!« erwiderte Mel heftig. »Ich kann Ihnen eine Adresse geben, an die Sie sich wegen der Papiere wenden können – aber in die Freiheitsstatue? Unmöglich!« sagte er noch einmal und schüttelte zusätzlich den Kopf, um seine Worte zu bekräftigen. »Die Baustelle wird Tag und Nacht bewacht. Seit dem Diebstahl kommt nicht einmal eine Maus nach Liberty Island.«

»Welcher Diebstahl?« fragte ich. »Was gibt es denn dort zu stehlen, außer ein paar Hämmern und Leitern?«

»Die Freiheitsstatue«, erklärte Mel ernst.

»Wie bitte?« keuchte Howard. »Sie machen Witze!«

»Mitnichten«, behauptete Mel. »Sie haben nichts davon gehört? Es stand in allen Zeitungen.«

»Ich bin nicht zum Zeitunglesen gekommen«, erwiderte ich ungeduldig. »Also, was ist gestohlen worden?«

»Es war vor ungefähr zwei Wochen«, erklärte Mel. »Die halbe Stadt stand kopf. Was glaubst du wohl, warum die Cops so nervös sind?« Er leerte sein Bierglas und bestellte mit einer automatischen Bewegung ein neues. »Natürlich ist nicht die richtige Freiheitsstatue verschwunden. Sie hatten ein Arbeitsmodell der eisernen Lady, zwei Meter groß und ungefähr anderthalb Tonnen schwer. Tja, und die hat sich jemand unter den Nagel gerissen.«

Fast dreißig Sekunden lang starrte ich ihn einfach nur an.

Und abermals dreißig Sekunden später befanden wir uns auf dem Weg zum Hafen.

* * *

Landers war am Ende seiner Kräfte. Er hatte jeden Haken geschlagen, sich in jedem Versteck verkrochen und jeden um Hilfe gebeten, den er kannte, aber er hatte die anderen nicht abschütteln können. Wie sollte er auch einen Verfolger loswerden, der sich im Labyrinth des Hafens so gut auskannte wie er, wenn nicht besser? Jetzt hatten sie ihn in die Enge getrieben. Die schmale Gasse, in die er geschlüpft war, hatte zwar einen zweiten Ausgang, aber der war so mit Müll und Unrat vollgestopft, daß genausogut eine massive Mauer hätte dasein können. Nick hätte vielleicht über dieses Hindernis hinwegsteigen können, aber er hatte keine Zeit mehr. Die drei Schatten am anderen Ende der Gasse hatten ihn gesehen. Und selbst wenn nicht, würden sie ihn finden, denn sie durchsuchten jeden Quadratmeter des Hafens.

Langsam wich Nick zurück, bis er den feuchten Stein der Mauer in seinem Rücken fühlte, griff in die Rocktasche und zog sein Springmesser heraus. Er hielt die Klinge mit der linken Hand zurück, als er sie aufschnappen ließ; trotzdem ertönte ein deutlich hörbares Klick, und einer der Schatten hob den Kopf und starrte in seine Richtung. Einen Augenblick später wiederholte sich das Klicken, zweimal, und in den Händen von zweien der Burschen blitzte Metall. Sekunden später hörte Nick das Rasseln einer Kette. Er raffte allen Mut zusammen, trat aus dem Schatten der Mauer hervor und blickte den drei Burschen mit gespielter Ruhe entgegen. Aber das Messer in seiner Hand zitterte ganz leicht, und seine verletzte Schulter schmerzte.

Er hatte keine Chance. Jeder der beiden war mit dem Messer so gut wie er; Leroy mit seiner Kette ein wahrer Meister, der ihn allein fertigmachen konnte. Nick hatte Angst.

»Seid... seid doch vernünftig, Jungs«, sagte er unsicher. »Wir... wir können doch über alles reden.«

Die drei blieben auch tatsächlich stehen; aber nur für einen Moment. »Klar können wir reden«, sagte Leroy. Seine Kette klirrte leise. »Hast du das Geld?«

»Nein«, stöhnte Landers. »Ich habe euch doch gesagt...«

»Dann wüßte ich nicht, was es zu bereden gibt«, unterbrach ihn Leroy kalt. Abermals kam das Trio näher.

»Aber Jungs«, stöhnte Nick. »Wir... wir sind doch Freunde! Macht doch keinen Scheiß!«

»Freunde?« Leroy lachte böse. »Bis gestern dachte ich das auch. Aber du hast uns beklaut. So was tut man nicht, Nicki.«

»Aber Jungs, die... die paar Dollars. Ich flehe euch an, gebt mir ein paar Tage Zeit. Ich besorge das Geld.«

»Darum geht es nicht, Nick«, sagte Leroy böse. »Wir schätzen es nicht, wenn man versucht, uns aufs Kreuz zu legen, weißt du?«

Nick antwortete diesmal nicht mehr. Er wußte, daß die drei ihn umbringen würden; nicht einmal wegen der lumpigen paar hundert Dollar, um die er sie – ihrer Meinung nach – geprellt hatte. Aber es war genau so, wie Leroy gesagt hatte: Die Tatsache allein, daß er seine Kumpane bestohlen hatte, zählte. Die Höhe der Beute war unwichtig. Die drei hätten ihn auch wegen zehn Dollar bis ans Ende der Welt verfolgt. Nun gut – zumindest bis ans Ende von New York. Landers wußte, daß Fortlaufen keinen Sinn mehr hatte.

Aber wenn es schon sein mußte, dachte er trotzig, dann würde er sein Leben wenigstens so teuer wie möglich verkaufen. Entschlossen sprang er vor und riß sein Messer hoch.

Schon Leroys erster Hieb prallte ihm die Waffe aus der Hand.

* * *

Selbst in einer Stadt wie New York ist es nahezu unmöglich, um drei Uhr morgens einen Wagen zu bekommen; zumal einen, der einen in die Hafengegend fährt, und zumal, wenn es sich um eine so bunt zusammengewürfelte und für einen Fremden sicherlich nicht

unbedingt vertrauenerweckend erscheinende Gruppe wie die unsere handelt. Das Hotel war kein Problem gewesen – Mel hatte uns eine Unterkunft besorgt, in der man nicht viele Fragen stellte und sich damit zufriedengab, daß ich im voraus bezahlte – aber als ich den Portier nach einem Mietwagen fragte, glotzte er mich nur blöde an, und als wir schließlich, nach einer fast halbstündigen Suche, endlich eine freie Droschke fanden, ließ der Kutscher seine Peitsche knallen und stob davon, kaum daß er uns richtig gesehen hatte.

So machten wir uns schweren Herzens zu Fuß auf den Weg, der gottlob nicht besonders weit war und den ich noch zur Genüge kannte; wenngleich ich früher in diesen Teil der Stadt allerhöchstens gekommen war, ein paar reiche Fatzkes um ihre Brieftasche zu erleichtern. Amüsiert führte ich mir die Tatsache vor Augen, daß ich heute genau zu der Klasse gehörte, die ich früher kurzerhand ausgeraubt hätte. Und etwas weniger amüsiert, daß es auch heute noch eine ganze Menge junger Männer geben mußte, die ganz genau so dachten wie ich damals.

Aber wir erreichten unbehelligt den Hafen, was sicherlich nicht zuletzt an Mels Führung lag, und nach einer Weile begann ich wieder den altvertrauten, mit Worten unmöglich zu beschreibenden Geruch wahrzunehmen, der mich durch einen großen Teil meiner Jugend hindurch begleitet hatte.

Und dann hörte ich etwas, was mir leider Gottes ebenfalls nur zu vertraut war: aus einer Gasse nur wenige Schritte vor uns drangen gedämpfte Schreie, ein ersticktes, gurgelndes Keuchen und das dumpfe Klatschen von Fäusten, die auf Fleisch trafen. Abrupt blieb ich stehen.

»Was ’n los?« brummte Rowlf.

Statt einer Antwort löste ich die Verriegelung meines Stockdegens und deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne. »Dort wird gekämpft«, sagte ich.

»Misch dich nicht ein, Junge«, sagte Mel. »Besser, wir gehen zurück. Es gibt noch einen anderen Weg zur Mole.«

Aber ich hörte gar nicht hin. Mit einer Geste gab ich Howard und ihm zu verstehen, daß sie zurückbleiben sollten, nickte Rowlf aufmunternd zu und legte die Hand auf den Knauf meines Stockes, während wir weitergingen. Der geschliffene Kristall bewegte sich leicht. Ein nur sanfter Zug, und der harmlos aussehende Spazierstock würde sich in eine tödliche Waffe verwandeln. Nicht, daß ich vorhatte, jemanden

umzubringen oder auch nur zu verletzen. Aber ich war in dieser Gegend aufgewachsen und kannte sie nur zu gut.

Als wir die Gasse betraten, sah ich im ersten Moment nichts als eine Mauer aus Schatten. Aber die Schläge und das Stöhnen waren lauter geworden, und dann bewegten sich die Schatten, und ich erkannte zwei, schließlich drei Burschen, die einen vierten gepackt hatten und offensichtlich gerade dabei waren, ihn zusammenzuschlagen.

»Aufhören!« sagte ich scharf. Die drei Kerle fuhren zusammen und drehten sich in einer einzigen, sehr schnellen Bewegung herum. Eine Sekunde lang starrten sie uns nur an, und ich begann schon zu hoffen, daß allein unser Auftauchen ihnen einen solchen Schrecken eingejagt hätte, daß sie die Flucht ergriffen. Sie taten es nicht.

Statt dessen ließen sie von ihrem Opfer ab und kamen langsam auf Rowlf und mich zu. Metall blitzte in der Dunkelheit. Etwas rasselte. Ich sah, daß einer der Burschen eine kurze, silberfarbige Kette schwang.

»Was wollt ihr?« fragte eine Stimme aus der Dunkelheit. »Verschwindet bloß und mischt euch nicht ein. Das hier geht euch nichts an.«

Ich deutete auf den zusammengesunkenen Körper hinter den dreien. »Wenn mich nicht alles täuscht«, sagte ich ruhig, »waren Sie gerade dabei, zu dritt einen Wehrlosen zu mißhandeln. Ich denke, das geht mich doch etwas an.«

»Findest du?« fragte der Bursche mit der Kette. Trotz der Dunkelheit glaubte ich das höhnische Grinsen zu erkennen, das über seine Züge huschte. Sein Gesicht kam mir vage bekannt vor. »Na, dann werden wir dich mal so behandeln, als ginge es dich was an.«

»Laß den Unsinn, Leroy«, sagte ich ruhig.

Der hochgewachsene, schwarzhaarige Bursche blinzelte verwirrt. Wie Mel erkannte auch er mich nicht wieder, zumal es in der Gasse dunkel war. Aber wie zuvor hielt seine Überraschung nur eine Sekunde an.

»Macht den Ochsen fertig, Jungs!« brüllte er. »Der Blödmann mit dem gefärbtem Haar gehört mir!«

Und damit riß er seine Kette hoch, ließ sie über dem Kopf pfeifen und sprang auf mich zu, während die beiden anderen mit gezückten Messern auf Rowlf losgingen. Rowlf brüllte wie ein gereizter Stier,

dann hörte ich ein dumpfes, zweifaches Klatschen, gefolgt von einem Schmerzensschrei, und dann war Leroy mit seiner Kette heran, und ich hatte keine Zeit mehr, nach Rowlf zu sehen.

Ich machte keinen Versuch, meine eigene Waffe zu ziehen. Ich wollte Leroy nicht umbringen, und mein zierlicher Degen wäre zersplittert, hätte er ihn mit seiner Kette getroffen, so daß ich mir lange Spielereien nicht leisten konnte. Und ich wußte, daß Leroy ein wahrer Meister im Umgang mit dieser Waffe war. Ich hatte sie schließlich oft genug zu spüren bekommen.

So wartete ich, bis er ganz dicht heran war, tat so, als wolle ich mich unter der Kette hindurchducken – das tun die meisten Menschen ganz instinktiv, wenn sie sich dieser ganz besonders gemeinen Waffe gegenübersehen, und es ist so ziemlich das Dümmste, was man in einer solchen Situation tun kann – griff aber statt dessen blitzschnell nach oben und in das pfeifende Rad aus eisernen Ösen hinein. Die Kette wickelte sich um meine Hand, aber ich ignorierte den Schmerz, trat einen Schritt zurück und riß kräftig an der Kette. Das Ergebnis war ganz genau so, wie ich gehofft hatte.

Leroy keuchte vor Überraschung, ließ seine Waffe aber nicht los, sondern stolperte einen Schritt nach vorne – genau über meinen vorgestreckten Fuß. Er fiel, ließ seine Kette aber immer noch nicht los, sondern zerrte mit aller Macht daran und versuchte wieder auf die Füße zu kommen. »Laß los, du Mistkerl!« brüllte er.

Ich tat ihm den Gefallen, und Leroy, seines einzigen Haltes beraubt, knallte zum zweiten Mal reichlich unsanft auf das Straßenpflaster.

Als er die Augen wieder öffnete, berührte die Spitze meines Degens die seiner Nase. Leroy erstarrte.

»Nun, Leroy?« fragte ich ruhig. »Immer noch der Meinung, daß mich das alles nichts anginge? Laß die Kette los.« Diesmal gehorchte er. »Und jetzt steh auf«, befahl ich. Leroy nickte, rappelte sich umständlich auf und versuchte rücklings vor mir davonzuweichen, gab dieses Ansinnen aber sofort auf, als ich ihm mit dem Degen in die Nase piekste. Vorsichtig, ihn keinen Sekundenbruchteil aus den Augen lassend, trat ich seine Kette davon, wich einen Schritt zurück und schob den Degen in seine Umhüllung zurück. Leroys Augen wurden groß vor Unglauben. Dann verzerrte ein triumphierendes Lächeln seine Lippen. Bedachte man, daß er beinahe so groß wie Rowlf war, wenn auch nicht so breitschultrig, und kräftig genug, mich in der Mitte durchzubrechen, war dieses Grinsen vielleicht nicht einmal

unberechtigt. »Komm«, sagte ich. Leroy ließ es sich nicht zweimal sagen. Mit einem triumphierenden Brüllen stürmte er vor.

Als er sich das nächste Mal auf Hände und Füße hochkämpfte, war der Triumph in seinem Blick einem tiefen, ungläubigen Erstaunen gewichen.

Beim darauffolgenden Male glaubte ich fast so etwas wie Furcht in seinem Blick zu sehen. Und diesmal verzichtete er darauf, sich sofort wieder auf mich zu werfen und in meine Knie oder Fäuste zu laufen, sondern starrte mich haßerfüllt an, während er mit dem Handrücken das Blut von seinem Kinn wischte.

»Wer… wer bist du?« fragte er, während er schwankend aufstand.

»Erkennst du mich wirklich nicht? Denk dir den Bart weg.«

Leroys Augen wurden schmal. Dann ganz plötzlich so groß, daß ich Angst hatte, sie würden ihm aus den Höhlen fallen. »Craven?« keuchte er. »Du?!«

»Ganz recht«, antwortete ich lächelnd. »Ich war zufällig in der Gegend, weißt du, und da dachte ich, schau doch mal bei deinem alten Freund Leroy vorbei und sieh nach, ob er immer noch so ein Miststück ist wie früher. Ich sehe«, fügte ich mit einem herzlichen Lächeln hinzu, »du hast dich nicht verändert.«

»Du auch nicht«, grollte Leroy, der seinen Schrecken mit einer Schnelligkeit überwand, die in direkter mathematischer Potenz zur Kleinheit seines Gehirnes stand. »Du bist noch so blöd wie früher. Aber diesmal mach ich dich alle, das schwör ich!«

Um ein Haar hätte er seine Ankündigung tatsächlich in die Tat umgesetzt, denn obwohl ich damit gerechnet hatte, kam sein Angriff so schnell, daß ich nur noch im allerletzten Moment zurückweichen konnte. In seiner Hand blitzte plötzlich ein Messer.

Mit einem erschrockenen Keuchen federte ich zur Seite, versuchte ihm ein Bein zu stellen und ging statt dessen selbst zu Boden, als er den Trick durchschaute und statt dessen mir die Beine unter dem Leib wegtrat. Er schrie triumphierend, warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf mich und stieß mit dem Messer zu.

Die Klinge brach auf dem Pflaster ab, als ich mich blitzschnell zur Seite warf und die Knie hochriß. Leroy pfiff wie eine leckgeschlagene Dampflokomotive, ließ die nutzlos gewordene Waffe fallen und schlug

statt dessen die Hände über dem Magen zusammen.

Trotzdem kam er fast so schnell wieder auf die Beine wie ich.

»Hast dazugelernt, Craven, wie?« keuchte er. »Aber ich auch. Paß nur auf.« Aber diesmal war ich gewarnt. Als er heranstürmte, empfing ich ihn mit einer Schlagkombination, die er wahrscheinlich noch niemals zuvor in seinem Leben gesehen hatte – und höchstwahrscheinlich auch niemals mehr vergessen würde. Er taumelte, prallte schwer gegen die Wand und sackte in die Knie, stemmte sich aber noch einmal hoch.

Ich boxte ihm das letzte bißchen Luft aus dem Magen, packte ihn am Kragen und dachte an all die Dinge, die er mir angetan hatte, und eine Sekunde später flog Leroy wie eine lebende Kanonenkugel durch die Luft und landete drei Yards entfernt vor der gegenüberliegenden Wand. Jeder normale Mensch wäre liegengeblieben, selbst wenn er noch die Kraft gehabt hätte, aufzustehen.

Leroy nicht. Keuchend stemmte er sich hoch, ballte mit letzter Kraft die Fäuste – und fiel steif wie ein Brett nach hinten, als ich ihm die Maulschelle verpaßte, auf die ich mich zehn Jahre lang vergebens gefreut hatte. Leroy seufzte, hob noch einmal den Kopf und erschlaffte endgültig. Trotzdem beugte ich mich über ihn und überzeugte mich davon, daß er für die nächsten Stunden nicht aufwachen würde, ehe ich mich umwandte und zu Howard, Rowlf und Mel hinüberging, die mittlerweile herangekommen waren und sich um den Mann kümmerten, den das feine Trio zusammengeschlagen hatte.

»Wie sieht es aus?« fragte ich.

Howard, der über dem Verletzten kniete, blickte kurz auf. »Schlimm«, sagte er. »Ich fürchte, er stirbt. Die Burschen haben ganze Arbeit geleistet.« Eine scharfe Falte erschien zwischen seinen Brauen. Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den Müllhaufen, auf dem ich Leroy zurückgelassen hatte. »Was war da los?« fragte er. »Wieso hast du dem Kerl so übel mitgespielt?«

»Übel mitgespielt?« fragte ich, perfekt den unschuldig Angegriffenen mimend. »Der Mann hat mich angegriffen, Howard. Ich mußte mich wehren.«

»Red keinen Unsinn«, fauchte Howard. »Du bist in der Lage, eine Witzfigur wie diese in zehn Sekunden kampfunfähig zu machen. Wieso hast du ihn so verdroschen? Macht es dir neuerdings Spaß, Leute zu verprügeln?«

»Er war es ihm schuldig«, sagte Mel an meiner Stelle.

»Oh.« Howard nickte. »Ein guter Freund aus alten Zeiten, wie?«

»So ungefähr«, bestätigte ich. Dann kniete ich neben Howard nieder und beugte mich über den Mann, den er halbwegs in seinen Schoß gehoben hatte.

»Nick!« murmelte ich erstaunt. »Das ist doch Nick!«

Mel nickte. »Ja. Aber wenn wir eine Minute zu spät gekommen wären, hättest du ihn wahrscheinlich nie wiedererkannt.« Er runzelte die Stirn. »Ich verstehe das nicht. Leroy und er sind seit Jahren zusammen. Wieso versucht er jetzt mit einem Mal, ihn umzubringen?«

Ich zuckte mit den Achseln, beugte mich noch ein wenig weiter vor und berührte den halb Bewußtlosen an der Schulter. Nick begann zu stöhnen, als ich ihn sanft schüttelte, öffnete die Augen aber nicht. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein klarer Laut darüber gekommen wäre.

»Wir sollten ihn zu einem Arzt bringen«, murmelte Mel. »Vielleicht kann man noch etwas für ihn tun.« Aber die Art, in der er sprach, sagte mir sehr deutlich, daß er Nicks Zustand realistisch einschätzte. Wir waren ein paar Augenblicke zu spät gekommen.

»Das ist sinnlos«, sagte ich. »Und wir haben keine Zeit.« Abermals rüttelte ich an Nicks Schulter, und diesmal öffnete er wirklich die Augen, erkannte mich aber sichtlich nicht. Dafür begann er zu stammeln.

Und das, was er sagte, ließ einen eisigen Schauer über meinen Rücken laufen.

»Frau…«, stammelte er. »Die grüne Frau! Nein… nicht… nicht das Feuer…«

Howard fuhr sichtbar zusammen, und auch ich unterdrückte nur im letzten Moment ein überraschtes Keuchen.

»Die Eisenfrau«, stöhnte Nick. »Sie… sie kommt… verbrennen… sie wird… nicht das… das Feuer. Nicht die Fackel!«

»Eisenfrau?« murmelte Howard. »Was… was meint er?«

»Er meint überhaupt nichts«, sagte Mel unwillig. »Sehen Sie denn

nicht, daß er phantasiert?«

»Ich fürchte, das tut er ganz und gar nicht«, murmelte ich. Mel starrte mich verwirrt an, aber ich sprach nicht weiter, sondern beugte mich abermals über Nick und berührte ihn sanft an den Schläfen.

»Ganz ruhig, Junge«, flüsterte ich. »Du bist in Sicherheit. Ich bin's, dein alter Freund Robert. Du bist sicher.« Gleichzeitig sandte ich beruhigende Impulse in sein Bewußtsein; eine Art von Hilfe, die er später bitter bereuen würde, denn ich tat nichts anderes, als die verborgenen Kraftreserven seines Körpers anzuzapfen. Später würde der Zusammenbruch dafür um so schlimmer sein. Aber er würde es überleben. Hoffte ich.

»Was meinst du mit der Eisenfrau?« fragte ich eindringlich. »Bitte, erzähle es uns. Du mußt dich erinnern!«

Nick öffnete die Augen. Sein Blick war leer. Aber als er sprach, war seine Stimme ganz ruhig. Ich begriff, daß ich ihn unabsichtlich hypnotisiert hatte, entweder, weil er schwächer war, als ich annahm, oder mir in meiner Erregung das rechte Maß gefehlt hatte.

»Die Eisenfrau«, sagte er schleppend. »Die grüne Frau. Sie hat Braydowski ermordet. Alle denken, daß ich es war, aber das stimmt nicht. Sie war plötzlich da, und ich bin vor ihr geflohen. Sie hat mich verfolgt, aber ich hab' ihr eins übergezogen und bin weg.« Plötzlich begannen seine Hände zu zittern. »Leroy denkt, ich will ihn um die Beute betrügen, aber das stimmt nicht. Ich mußte doch weg. Sie hätte mich glatt umgebracht. Hatte mich schon gepackt.« Er bäumte sich auf, ergriff mich mit erstaunlicher Kraft bei den Rockaufschlägen und atmete schnell und erregt. »Du mußt es ihnen sagen, Robert«, stammelte er. »Ich kann nichts dafür. Ich bestehle keine Kameraden. Aber Leroy glaubt mir nicht.«

»Schon gut, Junge«, sagte ich sanft. »Ich glaube dir. Und Leroy wird dir nichts mehr tun.« Vorsichtig löste ich seine Hände von meinem Rock, drückte ihn mit sanfter Gewalt zurück und fragte: »Wo war das, Nick? Wo hast du die Eisenfrau getroffen?«

»An der Mole«, flüsterte Nick. »Wo ich mich immer mit dem Polen treffe. Sie war plötzlich da. Aber Leroy glaubt mir nicht. Du mußt es ihm sagen, Robert! Du mußt!«

»Ich sage es ihnen«, versprach ich. »Allen.«

Aber das hörte Nick schon gar nicht mehr. Er war tot.

Behutsam beugte ich mich zum letzten Mal zu ihm herab und schloß seine Augen. Dann richtete ich mich auf und deutete mit einer Kopfbewegung auf Leroy und die beiden Messerstecher, die Rowlf angegriffen hatten. »Fessele sie, Rowlf«, bat ich. »Aber gut. Ich möchte, daß die nächste Polizeistreife sie findet.«

»Wieso Streife?« fragte Mel mißtrauisch. »Wir sollten selbst hingehen und –

»Und uns noch mehr Ärger einhandeln?« unterbrach ihn Howard. »Das macht diesen bedauernswerten Jungen nicht wieder lebendig.«

»Außerdem möchte ich mir die Stelle ansehen, von der er gesprochen hat«, fügte ich hinzu. »Bringst du uns hin?«

Mel nickte, schüttelte gleich darauf den Kopf und ließ einen sonderbaren Laut hören. »Du... glaubst doch nicht etwa, was er erzählt hat?« stammelte er. »Er hat phantasiert, Junge.«

»Da bin ich nicht so sicher«, antwortete Howard.

Mel machte eine zornige Handbewegung. »Humbug. Was er erzählt, ist haargenau die gleiche verrückte Geschichte, die diesen Strauß ins Irrenhaus gebracht hat. Er hat sie aufgeschnappt und einfach nachgeplappert. Zum Teufel, Sterbende reden oft Unsinn!«

Es dauerte einen Moment, bis ich wirklich begriff, was er meinte. »Willst du damit sagen, daß es nicht das erste Mal ist, daß jemand diese Eisenfrau sieht?« fragte ich.

Mel nickte kampflustig. »Seit zwei Wochen behauptet sie jeder zu sehen. Alles Humbug!«

»Was war das mit diesem... wie hieß er doch?« fragte Howard.

»Strauß«, antwortete Mel. »Der Mann wurde vor drei Tagen aus dem Wasser gefischt, halb ertrunken und ganz bescheuert. Das Boot, auf dem er Wache hatte, ist abgebrannt.« Er lachte, aber es klang nicht ganz echt. »Er hat behauptet, von einer lebenden Ausgabe der Freiheitsstatue angegriffen worden zu sein. Angeblich hat sie sein Boot in Brand gesetzt. Wenn ihr mich fragt, ist er eingeschlafen oder war betrunken und hat mit einer Lampe herumgespielt. Wäre nicht das erste Mal. Diese alten Kähne brennen wie Zunder.«

Ich wollte antworten, aber in diesem Moment stieß Howard hinter mir ein erstauntes Keuchen aus, und statt dessen drehte ich mich zu ihm

herum.

Howard hatte – warum auch immer – die Taschen des Toten durchsucht und etwas zutage gefördert, was auch mir einen erstaunten Laut abrang, als ich es erkannte.

Es war ein Finger.

Er war ein wenig größer als ein normaler menschlicher Finger, aber er war auch ganz und gar nicht normal. Er war grün, und er war hohl. Und er bestand aus Kupfer.

* * *

Jetzt, als alle Arbeiter fort waren und die Hektik und der Lärm des Tages der Stille und Dunkelheit der Nacht gewichen waren, wirkte die Insel wie ein gigantischer Friedhof. Die Dunkelheit hatte sich wie eine Glocke über die riesige Statue gestülpt, und vom Meer her krochen eisige Kälte und dünne graue Nebelfetzen auf den Fuß der Titanin zu. Das Lichtermeer der Stadt war hinter einer grauen, wattigen Mauer verschwunden.

Rosenberg sog an seiner Zigarette und genoß das leise Schwindelgefühl, das sich hinter seiner Stirn ausbreitete. Er war kein geübter Raucher, und normalerweise bekam er einen Hustenanfall, wenn er einen so tiefen Zug nahm wie jetzt. Und außerdem war er sich darüber im klaren, daß es ziemlich dumm war, in seinem Alter noch das Rauchen anzufangen.

Er konnte sich den Spaß einfach nicht leisten. Tabak war teuer.

Aber er brauchte einfach etwas, um seine Hände zu beschäftigen. Und etwas, das ihm wenigstens die Illusion gab, sich beruhigen zu können. Die Insel und die gewaltige metallene Statue machten ihm Angst.

Das Schlimmste war vielleicht, daß er nicht einmal wußte, warum er Angst hatte, geschweige denn, wovor.

Vor zwei Wochen, als er diesen Job als Aushilfs-Wächter bekommen hatte, hatte er seine Frau und seine beiden Söhne voller Stolz mitgenommen und ihnen die gigantische Statue gezeigt, die er nachts bewachte. Aber das war tagsüber gewesen, und außer ihm waren noch ungefähr zweihundert andere Männer und Frauen hier gewesen, die die noch nicht ganz fertiggestellte Figur betrachteten.

Jetzt war es Nacht, er war allein auf Liberty Island, und er hatte ganz erbärmliche Angst.

Nun gut, dachte er, noch zwei Stunden, und seine Schicht war zu Ende, Liberty Island würde sich wieder mit Menschen und Lärm füllen und in eine Großbaustelle verwandeln, und auf den Gerüsten, die die Statue jetzt wie sonderbar eckige Spinnweben umgaben, würden Männer sein, die sich wahrscheinlich einen Ast lachten, wenn sie von seinen nächtlichen Ängsten hörten. Rosenberg schnippte seine Zigarette in den Nebel und setzte seine Runde fort.

Eine Viertelstunde später war seine Angst kein bißchen schwächer geworden, aber der Nebel war näher gekommen und jetzt bis fast an den Fuß der Statue herangekrochen. Rosenberg überlegte, ob er nicht einfach den Schlüssel an seinem Gürtel benutzen und in die Statue hineingehen sollte – was zwar verboten, aber eindeutig bequemer und wärmer wäre, als hier draußen herumzustehen. Und was sollte schon geschehen? dachte er. Schließlich würde niemand kommen und die Freiheitsstatue stehlen.

Der Gedanke begann ihm zu gefallen. Er war mehr als einmal drinnen gewesen in dem gigantischen, die Hälfte der gesamten Statuenhöhe ausmachenden Sockel der Figur, und er wußte, daß es dort eine Menge geschützter Ecken gab, in denen er die letzten beiden Stunden seines Dienstes weitaus behaglicher zubringen konnte als hier draußen. Und außerdem machte ihm der Nebel Angst.

Rosenberg beschloß, angesichts des Nebels und der Kälte ausnahmsweise einmal fünf gerade sein zu lassen und genauso zu verfahren, bog mit deutlich beschleunigten Schritten um die letzte Ecke – und erstarrte.

Eine Seite des riesigen Doppeltores im Sockel stand offen. Ein sanftes, sonderbar grüngefärbtes Licht, das nicht sein durfte, erstrahlte im Inneren des gewaltigen Steinbaues, und davor zeichnete sich der Umriß einer schlanken Frauengestalt ab. Sie stand völlig reglos und mit halb geschlossenen Augen da und schien auf das Meer hinauszublicken, wenngleich vor ihr nichts anderes als grauer, unheimlicher Nebel war, und sie sah nicht in Rosenbergs Richtung, so daß sie ihn zumindest im Moment noch nicht bemerkt hatte. Einen Moment lang sinnierte Rosenberg, ob er seine Pflicht tun und die Unbekannte anrufen sollte, überlegte es sich dann aber anders und wich statt dessen ein paar Schritte zurück, bis ihn der Nebel verbarg. Das Tor und die Frau konnte er noch immer sehen, denn das grünliche Licht war zwar sehr milde, aber trotzdem von großer Kraft.

Rosenbergs Gedanken überschlugen sich. Es war nur ein Mädchen, das er sah, und vermutlich war die Erklärung furchtbar banal – ein Liebespaar, das die vermeintliche Ungestörtheit dieser Insel nutzen wollte, oder irgendein dummes kindisches Ding, das ein Abenteuer suchte. Und trotzdem... Irgend etwas ließ Rosenberg schaudern. Plötzlich fiel ihm auf, wie unheimlich der Nebel aussah, der auf die junge Frau zukroch. Nicht so wie hier, wo er stand, sondern irgendwie... fester. Wie eine graue schleimige Masse, brodelnd und von unheimlichem Leben erfüllt, die kleine klumpige Hände den Strand hinaufschickte, die einsame Gestalt unter der Tür aber niemals wirklich berührte.

Dann sah er einen Schatten. Im ersten Moment war er nicht sicher, ob es nicht einfach ein Nebelfetzen war, der das Licht anders reflektierte, aber das Ding bewegte sich, kam näher, glitt wieder ein Stück von der Küste zurück und kam abermals näher.

Rosenberg unterdrückte im letzten Moment einen Schrei, als sich die wogenden grauen Schwaden teilten, und er erkannte, was sich dem schmalen Strand von Liberty Island näherte.

Er hatte niemals zuvor etwas Ähnliches gesehen; vermutlich hatte das niemand, denn das Ding, das da aus dem Wasser kroch und mit sonderbaren, pumpenden Bewegungen den Strand hinaufzukriechen versuchte, war einfach unmöglich. Es konnte nicht existieren.

Ein Wal wäre ein Zwerg gewesen gegen die schwarzglitzernde Scheußlichkeit. Sein gigantischer, mit Pusteln und Geschwüren übersäter Balg bewegte sich wie ein riesiges schlagendes Herz. Schwarze Tentakel peitschten Wasser und Sand, jedes einzelne dicker als ein Menschenkörper und absurd lang, versehen mit tellergroßen, schnappenden Saugnäpfen. Riesige Augen, jedes einzelne so groß wie ein Rad und in unheimlichem Gelb leuchtend, vervollständigten das Bild eines zum Leben erwachten Alptraumes.

Rosenberg stand einfach da, erstarrt, gelähmt und unfähig, sich zu rühren.

Wahrscheinlich war es das, was ihm das Leben rettete.

Der schwarze Koloß schleppte sich schnaubend den Strand hinauf, bis sein unförmiger Schädel nur noch wenige Meter von dem offenstehenden Tor und dem Mädchen darin entfernt war. Sein gewaltiger Körper zitterte wie unter . Krämpfen. Rosenberg konnte seinen rasselnden, mühsamen Atem hören, ein sonderbar blubberndes,

unglaublich schreckliches Geräusch. Seine Tentakel peitschten und rissen gewaltige Gräben in den feuchten Sand.

Aber die junge Frau zeigte nicht die geringste Spur von Furcht; nicht einmal Schrecken. Ganz im Gegenteil.

Langsam trat sie auf das Ungeheuer zu, hob beide Arme und legte den Kopf in den Nacken. Ihre Lippen formten Worte, die Rosenberg nicht verstand. Nein – keine Worte, es waren Laute, entsetzliche, schrecklich anzuhörende Laute, wie sie eine menschliche Kehle einfach nicht hervorbringen konnte.

Und das Ding antwortete. Ein schrecklicher Papageienschnabel erschien in der schleimigen schwarzen Masse seines Körpers, und plötzlich stieß das Ungeheuer die gleichen, entsetzlichen Nicht-Laute aus wie das junge Mädchen. Dann begriff Rosenberg, daß sie mit dem Koloß sprach.

Die Laute waren Worte, wenn auch Worte einer Sprache, deren Herkunft er sich nicht einmal vorzustellen wagte, und das gewaltige schwarze Ding, das eher wie ein sich bewegendes Krebsgeschwür denn ein lebendes Wesen aussah, antwortete im gleichen Dialekt – was bedeutete, daß es alles andere als ein vernunftloses Tier war…

Eine Weile ging es so weiter – das Mädchen stieß die fürchterlichen Laute aus und bekam Antwort von dem schwarzglänzenden Koloß, oder einer seiner Arme zuckte, während sich sein aufgedunsener Leib zu absurder Größe aufblies und dann wieder zusammensackte wie ein Ballon, in den eine Nadel gestoßen worden war. Dann, nach einer Ewigkeit, die in Wahrheit wohl nur Minuten gedauert hatte, begann die schwarzglitzernde Scheußlichkeit ins Meer zurückzukriechen, so mühsam und schwerfällig, wie sie erschienen war. Der Nebel begann sich hinter ihr zu schließen wie ein grauer, von einer unheimlichen Macht gelenkter Vorhang. Aber das Mädchen blieb noch eine ganze Weile unter der Tür stehen, selbst als der Koloß schon längst verschwunden war. Erst dann wandte sie sich ganz langsam um, machte einen Schritt – und blieb abermals stehen. Ganz langsam drehte sie den Kopf, blickte in Rosenbergs Richtung und hob die rechte Hand. »Komm her«, sagte sie.

Es war wie ein Hieb. Rosenberg spürte, wie die Angst, die ihn bisher gelähmt hatte, etwas Stärkerem, Fürchterlichem wich, für das er keine Worte hatte. Er wollte schreien, herumfahren und seine Lampe davonschleudern und zum Strand hinunterrennen, um sich kopfüber ins Wasser zu werfen und davonzuschwimmen, ungeachtet des

schwarzen Kolosses, der irgendwo dort draußen im Nebel lauerte, und ungeachtet der Tatsache, daß die Entfernung zum Ufer zum Schwimmen viel zu weit war. Aber selbst der sichere Tod schien ihm noch besser, als dem Klang dieser entsetzlichen Stimme zu gehorchen.

Aber er tat nichts von alledem. Statt dessen ließ er seine Lampe fallen, trat mit einem unsicheren Schritt aus dem Nebel heraus und begann auf die junge Frau zuzugehen. Plötzlich begriff er, daß sie die ganze Zeit über gewußt haben mußte, daß er da war.

Und daß er vom ersten Moment an keine Chance gehabt hatte.

Irgend etwas Entsetzliches würde geschehen, wenn er das Mädchen erreichte. Etwas, das schlimmer, viel viel schlimmer als der Tod war. Und trotzdem war es ihm unmöglich, stehenzubleiben. Mit ruhigen, gemessenen Schritten ging er weiter, bis er nur noch zwei Schritte von dem Mädchen entfernt war.

»Komm«, sagte sie noch einmal. Sie lächelte.

Dann wandte sie sich um und trat in das grüne Leuchten hinein, das das Innere der Statue ausfüllte. Rosenberg folgte ihr.

* * *

Es war sonderbar – hinter uns lag die Stadt, die selbst um diese nächtliche Stunde noch ein Lichtermeer war, und der Mond stand zwar nicht voll, aber doch deutlich sichtbar an einem wolkenlosen Himmel. Aber über dem Strand lag eine schon fast unheimliche Finsternis; eine Schwärze, die allein mit der Nacht und dem leisen Hauch von Nebel, der auf dem Wasser lag, kaum mehr zu erklären war. Außerdem war es kalt. Ganz ekelhaft kalt.

Nun, was das anging, mochte es durchaus sein, daß mich nur mein Körper auf diese Weise daran erinnerte, daß es mittlerweile deutlich auf fünf Uhr morgens zuging und ich einen reichlich strapaziösen Tag hinter mir hatte. Und die scheinbar so unnatürliche Finsternis mochte nichts anderes sein als eine kleine Bosheit meines Unterbewußtseins, mit der es die Furcht ausdrückte, die sich darin eingenistet hatte.

Oder war es einfach kalt und dunkel, und ich hatte mich in den letzten Monaten so daran gewöhnt, um mindestens drei Ecken zu denken, daß ich schon gar nicht mehr anders konnte, als in alles und jedes finstere Geheimnisse hineinzudeuten. Was die wahrscheinlichste Erklärung

war.

Ich verscheuchte den Gedanken und schritt kräftiger aus, um zu Mel aufzuschließen, der ein Stück vorausgegangen war und immer wieder in der Dunkelheit zu verschwinden drohte. Obwohl er das Knirschen meiner Schritte auf dem groben Sandstrand deutlich hören mußte, tat er so, als bemerkte er es nicht. Selbst als ich neben ihm angelangt war, starrte er weiter stur geradeaus.

»Einen Penny für deine Gedanken, Mel«, sagte ich lächelnd.

Er bequemte sich jetzt doch, mich anzusehen, blieb aber vollkommen ernst. Seit wir die Gasse, in der Nick gestorben war, verlassen hatten, hatte er kein Wort mehr geredet; weder mit mir noch mit Howard und Rowlf, die jetzt drei Schritte hinter uns gingen. Ich konnte es ihm nicht einmal verübeln, denn selbst nach dem wenigen, was ich ihm notgedrungen hatte anvertrauen müssen, gab es für einen Mann wie ihn wohl nur zwei Möglichkeiten – die eine war, daß er sich von Howard und mir gehörig auf den Arm genommen fühlte, und die andere, daß sein gesamtes Weltbild zusammenzubrechen begann. Keine dieser beiden Alternativen konnte ein sehr angenehmes Gefühl sein. Das hieß – es gab noch eine dritte Möglichkeit: nämlich die, daß er Howard, Rowlf und mich für total meschugge hielt.

»Spielt es eine Rolle, was ich denke?« fragte er schließlich, als ich schon gar nicht mehr mit einer Antwort rechnete. »Ich tue, was du willst. Wir sind gleich da.«

Unwillkürlich sah ich auf, erkannte aber nicht mehr als einen flachen, im blassen Licht der Nacht weiß aussehenden Sandstrand, auf den Nebel hinauf gekrochen war, so daß der Blick nur wenige Dutzend Schritte weit reichte.

»Es ist mir wichtig, daß du mir glaubst, Mel«, sagte ich.

»Und wenn ich es tue?« Mel schnaubte. »Wer sagt dir, daß ich es will, Bob? Wer sagt dir, daß ich wirklich wissen will, ob es diese Dinge gibt, von denen du erzählt hast – Zauberei und schwarze Magie und… und lebende Statuen.«

Seine Worte verwirrten mich, aber nur für einen Moment. Ich hatte Mel als einen Mann kennengelernt, der für alles Ungewöhnliche aufgeschlossen war. Aber vielleicht stimmte das nicht. Ich hatte am eigenen Leibe erfahren, daß eine rege Phantasie auch ein Fluch sein konnte.

»Du mußt es auch nicht wissen«, sagte ich ernst. »Wenn du uns zur Insel hinübergebracht hast, kannst du nach Hause fahren. Ich schwöre dir, daß du mich niemals wiedersehen wirst.«

»Zu gütig!« schnaubte Mel. »Aber ich will nicht –

»Ich will nicht«, unterbrach ich ihn mit deutlich erhobener Stimme, »daß du in Gefahr gerätst, Mel.«

»Danke«, knurrte Mel. »Ich kann ganz gut selbst auf mich aufpassen, denke ich.«

»Du verstehst mich nicht«, behauptete ich. »Es geht eigentlich nicht um dich. Ich... ich will nicht, daß noch mehr Unschuldige verletzt oder getötet werden. Ich ertrage es einfach nicht mehr.«

Plötzlich wurde Mel sehr nachdenklich. Der Blick, mit dem er mich maß, war mit einem Male mehr mitfühlend als zornig. »Ist es so schlimm?« fragte er.

Ich nickte. »Schlimmer«, sagte ich ernst. »Schlimmer, als du dir vorstellen kannst, Mel. Manchmal... manchmal glaube ich fast, daß es ein Fluch ist. Vielleicht ist das der Preis, den ich für meine Macht bezahlen muß.« Ich lachte, aber es gelang mir nicht ganz, den bitteren Klang aus meiner Stimme zu vertreiben. »Ich bringe Unglück, Mel. Jeder, dem ich begegne, geht früher oder später zugrunde.«

»Du übertreibst«, behauptete Mel.

»Möglich«, gestand ich. »Aber nicht sehr. Denk nur an Nick.«

»Nick?« Mel schnaubte. »Okay, er hat ein Ende wie dieses nicht verdient, weil niemand einen solchen Tod verdient hat, aber er war nichts als eine kleine diebische Ratte, die es früher oder später erwischen mußte.«

»Und trotzdem wäre er noch am Leben, wenn ich nicht nach New York gekommen wäre«, behauptete ich. »Ich bin –

»Ungekrönter Weltmeister im Selbstmitleid«, unterbrach mich eine Stimme.

Zornig fuhr ich herum und erkannte Howard, der unbemerkt zu uns aufgeholt hatte und mich nun strafend anblickte.

»Glauben Sie ihm nicht, Mister Melville. Unser lieber Robert macht

sich manchmal einfach zu viele Gedanken.«

»Du weißt ganz gut, daß es nicht so ist!« fuhr ich auf, provozierte dadurch aber nur noch ein mitleidigeres Lächeln Howards – was seinerseits meinen Zorn noch mehr anstachelte.

»Zum Teufel, du selbst hast mir die Augen geöffnet!« sagte ich. »Schon vergessen, Howard? Du selbst bist fast in Ohnmacht gefallen, als du gehört hast, daß ich das NECRONOMICON hierher gebracht habe.«

»Asche auf dein Haupt«, sagte Howard spöttisch. »Soll ich dir ein paar Geißeln bringen? Oder begnügst du dich damit, auf den Knien bis nach Canossa zu rutschen?«

»Dein Freund hat recht, Bob«, sagte Mel sanft. »Ich verstehe nicht die Hälfte von dem, was du mir erzählt hast, aber wenn es sich bei diesem Buch wirklich um etwas so Mächtiges handelt, wie du glaubst, trifft dich keine Schuld.«

»Wieso?« fragte ich verwirrt.

»Weil der Geist des NECRONOMICON unter Garantie dafür gesorgt hat, daß du gar nicht erst auf den Gedanken kommst, es zurückzulassen, du Narr«, sagte Howard ruhig. »Wenn hier überhaupt jemanden die Schuld trifft, dann höchstens mich. Ich hätte dich niemals allein gegen Necron antreten lassen dürfen.«

Ich starrte ihn an, und als ich seinem Blick begegnete, wußte ich, was er wirklich gemeint hatte: nämlich, daß er es niemals zugelassen hätte, daß ich Priscylla mitnahm.

»Hört auf, euch zu streiten«, sagte Mel. »Wir sind da. Dort vorne ist der Steg. Und ganz in der Nähe liegt ein Boot. Ihr könnt dort oben auf mich warten, während ich es hole.«

Tatsächlich erkannte ich in der Richtung, in die sein ausgestreckter Arm wies, jetzt einen verwaschenen finsteren Umriß im Nebel. Aber Mel wartete nicht, bis wir ihn erreichten, sondern stürmte plötzlich in weitaus schärferem Tempo los, so daß er binnen weniger Augenblicke in den grauen Schwaden verschwunden war, während Howard, Rowlf und ich uns dem Landungssteg näherten. Jetzt, fast am tiefsten Stand der Ebbe und von den geisterhaften grauen Fingern des Nebels eingehüllt, wirkte er gleichermaßen unheimlich wie grotesk – ein waagrechter, sehr langer Steg, der sich gute hundert Fuß weit dahinzog und auf einem Gewirr massiger schwarzer Pfähle ruhte, zwischen denen sich Wasser in kleinen schimmernden Pfützen

gesammelt hatte. Das feuchte Holz knirschte unter unseren Füßen, als wir ihn betraten und bis zu seinem Ende gingen, um auf Mel und das Boot zu warten.

Schaudernd sah ich mich um. Obgleich es nicht einmal hundert Fuß bis zu seinem anderen Ende waren, war der Strand schon kaum mehr zu erkennen. Der Nebel, der – bedachte man die Jahreszeit – eigentlich gar nicht hätte da sein dürfen, hatte den Strand und die Stadt verschlungen. Es sah aus, als stünden wir auf einer kleinen, an allen Seiten eingeschlossenen Insel inmitten eines gewaltigen Universums aus brodelndem Grau. Abermals fiel mir die Kälte auf.

»Hier war es also«, murmelte ich. »Sonderbar. Es... es sieht ganz normal aus.«

Howard runzelte die Stirn, sah mich sehr sonderbar an und seufzte. »Was erwartest du?« fragte er lächelnd. »Ein Schild mit der Aufschrift: Liberty was here?«

Ich vermochte seinem Humor nicht ganz zu folgen, aber ich verspürte auch keine sonderliche Lust, näher darauf einzugehen, und so drehte ich mich herum, rammte die Hände in die Rocktaschen und ging zum äußersten Ende des Steges. Der Nebel war hier so nahe, daß ich das Gefühl hatte, nur die Hand ausstrecken zu müssen, um ihn berühren zu können. Und meine überreizten Nerven füllten ihn mit gestaltlosem finsteren Schrecken. Ich hörte, wie Howard neben mich trat, sah aber nicht auf. Wir wären ohnehin nur wieder aneinandergeraten, und in der Verfassung, in der ich mich befand, hätte ich vielleicht Dinge gesagt, die mir im Nachhinein leid täten.

»Wir sollten darüber reden«, sagte Howard plötzlich.

»Worüber?«

»Das weißt du ganz genau. Über Priscylla. Und dieses Buch.«

»Jetzt?«

»Jetzt«, bestätigte Howard. »Später kann es zu spät sein.« Er deutete in die Richtung, in der sich hinter den grauen Schwaden die Freiheitsstatue verbergen mußte. »Ich weiß nicht, ob wir sie dort drüben treffen. Aber wenn – was wirst du tun?«

»Tun? Sie – Ich sprach nicht weiter, denn plötzlich wurde mir mit schmerzhafter Wucht klar, daß ich nicht eine einzige Sekunde über diese Frage nachgedacht hatte. Ja – was zum Teufel würde ich tun?

Was konnte ich tun? »Ich weiß es nicht«, gestand ich.

Howard nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. »Du wirst versuchen, sie zu befreien, nicht wahr?« fragte er. »Du wirst versuchen, ihren Geist von dem Bann dieses verfluchten Buches zu lösen.«

»Und wenn?« fragte ich – obwohl ich ganz genau wußte, worauf er hinauswollte. Aber ich wollte es hören, aus seinem Munde.

»Und wenn es dir nicht gelingt?« fragte er anstelle einer Antwort.

»Es wird mir gelingen«, behauptete ich. »Irgendwie.«

»Und wenn nicht?« beharrte Howard. »Es gibt zwei Möglichkeiten, Robert – die eine – und sehr wahrscheinliche – ist, daß wir allesamt bei dem Versuch sterben. Ich habe keine große Lust dazu.«

»Ich kann dieses Buch bannen!« behauptete ich. »Ich habe es schon einmal getan!«

»Und wenn?« fuhr Howard auf. »Was zum Teufel willst du dann tun? Sie mit nach England nehmen, sie und dieses Buch? Mit nach London? Damit alles von vorne beginnt? Willst du wirklich einen vielleicht millionenfachen Tod mit dir nehmen?«

»Ich verstehe«, murmelte ich. »Deine zweite Möglichkeit, wie? Du willst sie umbringen.«

»Wenn es sein muß, ja«, sagte Howard hart. »Ich sage es dir vorher, Junge, weil du Rodericks Sohn bist und weil ich glaube, daß ich es dir schuldig bin: ich werde nicht zulassen, daß dieses Buch nach England gebracht wird. Oder irgendwoanders hin. Ich werde es vernichten. Wenn es dort drüben ist, werde ich es zerstören. Ich werde dir helfen, und ich gebe dir mein Wort, alles in meiner Macht Stehende zu tun, Priscylla zu retten. Aber ich werde nicht zulassen, daß das NECRONOMICON noch mehr Unheil anrichtet. In einem Punkt«, fügte er hinzu, »hattest du recht mit dem, was du zu Melville gesagt hast: es ist zuviel Unheil angerichtet worden.«

Ich starrte ihn an, unfähig, irgend etwas zu sagen. Ich hätte zornig sein müssen, verzweifelt, wütend – ich weiß nicht, was. Aber ich spürte nichts als einen tiefen, entsetzlich schmerzenden Schrecken.

Weil ich wußte, daß er recht hatte. Diese Erkenntnis änderte nichts an meinen Gefühlen Priscylla gegenüber, aber sie war nun einmal da, und

ich konnte sie nicht mehr wegleugnen. Möglicherweise war es wirklich so, daß das NECRONOMICON selbst mich blind für die entsetzliche Gefahr gemacht hatte, in die ich diese Stadt und all ihre Einwohner brachte, indem ich es mit hierher nahm. Aber jetzt galt dieses Argument nicht mehr. Ob ich Priscylla liebte oder nicht, ob es mein Leben kostete oder nicht – ich hatte einfach nicht das Recht, dieses Buch weiter existieren zu lassen. Wieso zum Teufel maßte ich mir an, das Schicksal zahlloser anderer Menschen aufs Spiel zu setzen, nur weil ich um mein eigenes Leben fürchtete?

Aber ich sprach nichts von alledem aus, sondern wandte mich mit einem Ruck wieder um und starrte in den Nebel hinaus.

Nach einer Weile drehte sich Howard herum und ging.

* * *

Es dauerte lange, bis Mel kam. Das Boot mußte wohl doch etwas weiter entfernt gewesen sein, als er gesagt hatte, denn wir warteten eine gute Viertelstunde, bis das Geräusch schwerer Ruderschläge aus dem Nebel zu uns herüberdrang. Wenige Augenblicke später tauchte ein schlankes, sehr hochwandiges Boot in den wabernden Nebelfetzen auf und steuerte auf das Ende des Steges zu.

Mel ruderte sehr langsam, und ich sah, wie sich sein Gesicht vor Anstrengung verzerrte, während er die Blätter ungleichmäßig ins Wasser tauchte, um das Boot mit der Längsseite vor den Steg zu bekommen.

Rowlf ging neben mir in die Hocke, stützte sich mit der linken Hand ab und angelte mit der anderen nach dem Boot, um ihm zu helfen. Mel grunzte dankbar, hob die Riemen aus dem Wasser – und schrie gellend auf!

Seine Augen weiteten sich vor Schrecken. Instinktiv fuhr ich herum und griff nach meiner Waffe. Aber der Steg war leer. Hinter uns war nichts als die Nacht und graue Nebelfetzen.

Erst als ich mich abermals zu Mel herumdrehte, sah ich, daß er auf einen Punkt unter dem Steg starrte.

Ein ungeheurer Schlag traf die morschen Balken, und noch während ich – ebenso wie Howard und Rowlf – zu Boden ging, zersplitterte der Steg unmittelbar unter unseren Füßen, wie von einem Hammerschlag

getroffen. Und aus dem zerborstenen Holz griff eine kupferne, in sanftem grünem Licht leuchtende Klaue heraus!

Einen Moment lang tastete sie blind umher, dann zog sie sich zurück, das massive Holz dabei wie trockenes Pergament zerfetzend, und einen kurzen Moment später erschien ein grotesker, von einem Kranz rasiermesserscharfer Dreiecke gekrönter Schädel, wie die Hand zuvor aus Kupfer und von dem gleichen, unwirklichen grünen Leuchten erfüllt.

Der Anblick war so unglaublich, daß ich einfach liegenblieb und nicht einmal auf die Idee kam, zu fliehen. Nicht einmal, als die Gestalt mit umständlich wirkenden Bewegungen aus dem Loch im Steg herauszuklettern begann und mich dabei aus ihren entsetzlichen, metallenen Augen musterte.

Rowlf gottlob nicht. Auch er war einen Moment lang erstarrt, als er die unmögliche Erscheinung sah – aber dann reagierte er ganz so, wie ich es von ihm gewohnt war, nämlich sehr direkt.

Blitzschnell sprang er auf die Füße, zerrte mich mit nur einer Hand aus der Reichweite der lebenden Statue und warf sich mit einem ungeheuren Brüllen nach vorne. Sein Fuß kam hoch und traf das Metallungeheuer vor die Brust; und er legte die ganze Kraft seiner mehr als zwei Zentner in diesen Tritt.

Selbst der Koloß wurde erschüttert. Beinahe gemächlich, aber mit absurd langsam rudernden Armen kippte er nach hinten, schlug auf dem Steg auf und blieb einen Moment wie benommen liegen.

Aber wirklich nur einen Moment.

Dann wälzte er sich herum, richtete sich schwerfällig wieder auf und trat mit weit ausgebreiteten Armen auf Rowlf zu. Die Fackel in der rechten Hand der kupfernen Frau begann in kaltem, giftiggrünem Licht zu erstrahlen.

Und endlich kam auch ich auf die Idee, mich zu bewegen.

Im gleichen Moment, in dem sich das Monstrum vollends aufrichtete und mit einer Bewegung, die nur schwerfällig wirkte, es aber ganz und gar nicht war, auf Rowlf zustampfte, sprang ich hoch, federte auf die grüne Unmöglichkeit zu und rammte ihr beide Füße in die Kniekehlen.

Genauer gesagt, in die massiven Kupferplatten, an der Stelle, an der

bei einem Menschen die Kniekehlen gewesen wären...

Das Ungeheuer wankte nicht einmal, während ich mit einem Schmerzensschrei zu Boden ging und meine Beine umklammerte, die von einer Sekunde auf die andere gelähmt zu sein schienen. Wie durch einen Schleier sah ich, wie sich Rowlf dem Ungeheuer entgegenwarf, der niedersausenden Fackel mit einer blitzartigen Bewegung auswich und den Koloß mit den Armen umklammerte. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, während seine Arme immer fester und fester zudrückten und er gleichzeitig mit gespreizten Beinen nach festem Halt suchte.

Seine bizarre Gegnerin wankte; aber nur einen winzigen Augenblick. Dann schlossen sich ihre Arme ihrerseits zu einer tödlichen Umarmung um Rowlfs Leib! Rowlf keuchte. Sein Gesicht lief dunkelrot an, und plötzlich schienen seine Augen ein Stück aus den Höhlen zu quellen. Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei, aber ich hörte nur ein erstickte Seufzen, während sich die Umklammerung der lebenden Statue mehr und mehr zusammenzog. Rowlfs Rippen knackten hörbar.

Mit einem verzweifelten Schrei stemmte ich mich hoch, warf mich auf die Statue und zerrte mit aller Kraft an ihren Armen, und auch Howard stürzte sich in den bizarren Kampf und versuchte die Umklammerung der Metallhände zu sprengen.

Es gelang uns nicht. Die Statue stand wie der sprichwörtliche Fels. Es gelang uns nicht einmal, einen ihrer Finger zurückzubiegen.

Aber dafür geschah etwas anderes. Der Steg brach zusammen. Es ging ganz schnell. Ein dumpfes, mahlendes Knirschen erscholl, dann begann der hölzerne Boden unter unseren Füßen zu beben, und eine halbe Sekunde später fanden wir uns im Wasser wieder, bombardiert von nachstürzenden Holzsplittern. Ich tauchte unter, spürte weichen Schlamm unter Händen und Knien und stemmte mich instinktiv hoch. Etwas Grünes, Gewaltiges tobte neben mir in den schlammigen Fluten, und kaum hatte ich den Kopf über Wasser, tauchte auch Howard neben mir auf, hustend und Wasser spuckend und mit angstverzerrtem Gesicht.

»Rowlf!« brüllte er. »Wo ist Rowlf?« Wie zur Antwort flog die Wasseroberfläche neben ihm in einer schaumigen Explosion auseinander, und eine halbe Sekunde später tauchte der rothaarige Riese auf.

Sein Gesicht war eine Maske der Qual. Er taumelte, fiel nach hinten

und versank abermals. Howard fuhr herum, tauchte unter und zog ihn mit einer Kraft, die ihm nur die Angst verliehen haben konnte, wieder in die Höhe, hatte aber ganz augenscheinlich nicht die Kraft, das Gewicht seines hünenhaften Dieners allein zu tragen.

Einen Augenblick später war ich bei ihm und half ihm, wenigstens Rowlfs Gesicht über Wasser zu halten, damit er nicht in unseren Armen ertrank.

Rowlf war bei Bewußtsein, aber er schien gar nicht zu registrieren, was mit ihm geschah. Blut lief aus seinem Mund. Seine Augen blickten fiebrig, und er stieß kleine, schreckliche Laute aus. Aber wo war die Statue? Voller Angst sah ich mich um, jederzeit darauf gefaßt, das grüne Ungeheuer aus dem Wasser brechen zu sehen. Aber es war verschwunden.

»Weg hier!« keuchte Howard. »Wir müssen ihn… an Land bringen.«

Ich nickte, verlagerte behutsam Rowlfs Körpergewicht in meinen Armen und versuchte, ihn mit jenem Griff zu fassen, den Rettungsschwimmer anwenden, wenn sie jemanden aus dem Wasser holen. Es gelang mir, aber ich kam kaum von der Stelle, denn der Bereich unter dem zusammengebrochenen Steg war ein Gewirr von Holztrümmern und Balken, die wie ein versteinerter Wald rings um mich wuchsen und ein Schwimmen unmöglich machten.

Ich versuchte, durch das mehr als brusthohe Wasser zu waten, versank aber schon beim ersten Schritt bis über die Waden im Grundschlamm und gab die Idee so schnell wieder auf, wie sie mir gekommen war.

»Zum Boot!« Mels Stimme schien aus einer Million Meilen Entfernung zu uns zu dringen.

»Kommt hierher. Sie kann nicht schwimmen!«

Ich verschwendete keine Sekunde damit, über den Wahrheitsgehalt seiner Behauptung nachzudenken, sondern warf mich auf der Stelle herum, knallte prompt mit dem Schädel gegen einen Balken und sah für die nächsten drei Sekunden nichts als bunte Kreise.

Aber die Angst um Rowlf gab mir zusätzliche Kraft. Ich schüttelte die Benommenheit ab, warf mich nach hinten und ruderte mit den Beinen los, während Howard mit ungeschickten Schwimmbewegungen neben mir herkraulte und dabei langsamer war als ich, der schließlich Rowlfs Gewicht mitschleppte.

Wir hatten die halbe Strecke zum Boot hinter uns gebracht, als das Wasser unweit der zusammengebrochenen Stelle zu brodeln begann.

Ein unheimliches, grünes Licht glomm dicht unter seiner Oberfläche auf, dann durchbrach ein metallener Arm die schäumenden Fluten, dann ein Kopf, dann der zweite, die Fackel schwenkende Arm. Howard kreischte vor Schrecken, als die Statue nur ein paar Yards hinter uns auftauchte, grün und in kaltem Licht lodernd und über und über mit Schlamm bedeckt.

Für einen Moment kam sie mir vor wie ein schreckliches Urzeittier, das durch einen bösen Zauber aus dem Pfuhl vergangener Millenien auferstanden war. Dann zerplatzte die Illusion, und ich sah sie als das, was sie wirklich war: ein seelenloses Stück Metall, das von einer Macht, die ich mir nicht einmal vorzustellen wagte, dazu bestimmt worden war, uns zu töten. Und als wäre dieser Gedanke eine Art Auslöser gewesen, begann das stählerne Monstrum hinter uns herzustapfen, nicht besonders schnell, aber unaufhaltsam. Rings um seinen grünleuchtenden Leib brodelte das Wasser. Und obwohl es scheinbar langsam war, schmolz der Abstand zwischen uns unaufhörlich!

Verzweifelt blickte ich mich zu Mel um. Sein Boot befand sich nurmehr wenige Yards hinter mir, aber ich wußte, daß ich es nicht schaffen würde. Wir würden Zeit brauchen, Rowlfs reglosen Körper an Bord des winzigen Schiffchens zu hieven, sehr viel mehr Zeit, als uns das Ungeheuer lassen würde! Dann fiel mir etwas auf. Obwohl die Statue noch ein gutes Stück größer als selbst Rowlf war, kam sie mir plötzlich kleiner als ich vor. Ein gutes Stück kleiner sogar. Nur ihr Kopf mit dem absurden Strahlenkranz und der Hals ragten über das schäumende Wasser, als wäre sie plötzlich auf Kindesgröße zusammengeschrumpft.

Und endlich begriff ich – selbst ich mit meinen nicht einmal hundertsiebzig Pfund war ja bis an die Waden in den weichen Grundschlamm eingesunken – wie tief mußte dann erst das tonnenschwere Ungeheuer versinken!

Ich verdoppelte meine Anstrengungen, und mit einem Male waren Mels Hände da, die nach mir griffen und mir halfen; eine Sekunde später erreichte auch Howard das Boot, klammerte sich mit einer Hand an seinem Rand fest und versuchte mit der anderen, Rowlfs Schulter zu ergreifen.

Ich wartete, bis seine Finger sich in Rowlfs Jacke verkrallt hatten,

dann ließ ich den halb Bewußtlosen los, atmete noch einmal tief ein – und tauchte. In direkter Linie auf das Ungeheuer zu. Drei Yards vor ihm tauchte ich wieder auf, warf den Kopf zurück und verbrauchte mein letztes bißchen Luft mit dem Schrei: »Rudert weg! Ich halte sie auf!«

Howards Antwort bekam ich nicht mit, denn plötzlich hatte ich genug damit zu tun, am Leben zu bleiben.

Ein grüner Schatten raste auf mich herab. Ich warf mich herum, schluckte einen halben Liter Wasser und spürte, wie die linke Hand des Kolosses an meiner Seite entlangschrammte. So schnell ich konnte, schwamm ich ein paar Yards davon, hielt aber sofort wieder an und drehte mich wassertretend auf der Stelle.

Genau wie ich es gehofft hatte, änderte die lebende Statue ihre Richtung und stampfte mit gierig ausgestreckten Krallen auf mich zu. Ich wartete, bis sie fast heran war, dann warf ich mich zurück, paddelte wieder ein paar Yards davon und hielt abermals an.

Und meine Rechnung ging auf – die Statue zögerte nicht, mich abermals zu verfolgen. Und in ihrem aus Kupfer gegossenen Verstand war kein Platz für die Erkenntnis, daß ich sie auf diese Weise ganz langsam in immer tieferes Wasser lockte…

Währenddessen versuchten Mel und Howard ebenso verbissen wie vergeblich, Rowlf an Bord des Bootes zu hieven, aber er sank immer wieder zurück, wobei sein Gesicht mit schöner Regelmäßigkeit unter Wasser geriet. Die beiden Narren waren drauf und dran, ihn zu ertränken!

»Zum Teufel – rudert endlich los!« brüllte ich. »Zieht ihn einfach mit!«

Howard sah auf, blickte mich eine Sekunde irritiert an, dann schrie er eine Antwort, die ich nicht verstand und packte Rowlfs Schultern mit beiden Händen, während Mel endlich auf die Idee kam, mit beiden Händen nach den Rudern zu greifen und das Boot in tieferes Wasser zu bugsieren.

Währenddessen war Lady Eisenhand wieder bedrohlich nahe gekommen. Ich schwamm drei, vier Yards weiter ins offene Hafenwasser hinaus, tauchte probehalber unter und fühlte plötzlich keinen Grund mehr unter den Füßen.

Hastig tauchte ich wieder auf, näherte mich der heranstampfenden Metallfrau ein kleines Stück und tauchte dicht unter ihrer

herabsausenden Faust weg. Und genau wie ich gehofft hatte, folgte sie mir weiter.

Für genau drei Schritte. Dann war sie verschwunden. Das Wasser spritzte auf, und für den Bruchteil eines Augenblickes glaubte ich einen grünen Schemen zu erkennen, der rasend schnell in der Tiefe verschwand, dann glättete sich das Wasser, und von der kupfernen Lady war keine Spur mehr zu sehen.

Trotzdem blieb ich noch einen Moment wassertretend auf der Stelle stehen, ehe ich mich herumdrehte und mit mühsamen Zügen auf das Boot zusteuerte, das bereits ein gutes Stück weit fort war.

Mit einem Male schienen meine Arme und Beine mit Blei gefüllt, und die wenigen Yards, die ich normalerweise mit zwei, drei kräftigen Schwimmstößen überwunden hätte, schienen kein Ende zu nehmen. Als ich das Boot schließlich erreichte, fehlte mir selbst die Kraft, mich an Bord zu ziehen. Mel ließ seine Ruder fahren, packte mich unter den Achseln und fiel um ein Haar selbst aus dem Boot bei dem Versuch, mich zu sich hereinzuziehen.

Irgendwie gelang es mir schließlich doch, zu ihm und Howard ins Boot zu kommen. Einen Moment blieb ich liegen, rang mühsam nach Atem und wartete, daß der Hafen und der nächtliche Himmel aufhörten, sich wie wild um mich zu drehen. Dann richtete ich mich auf, beugte mich über den Rand des Bootes und spuckte einen Teil des Hektoliters Hafenwasser, den ich geschluckt hatte, dorthin zurück, wo er hergekommen war. Erst dann fühlte ich mich kräftig genug, mich zusammen mit Howard und Mel um Rowlf zu kümmern.

Selbst zu dritt schafften wir es kaum, ihn in die winzige Nußschale zu ziehen. Unser Boot kippte um ein Haar um, und Howard fiel nicht um ein Haar, sondern ganz konkret ins Wasser und kämpfte sich fluchenderweise wieder heraus, ehe wir Rowlf endlich in Sicherheit bringen konnten.

Er lebte, hatte das Bewußtsein jetzt vollends verloren und atmete sehr unregelmäßig, aber tief. Howard untersuchte ihn, so gut er konnte, antwortete auf meinen fragenden Blick aber nur mit einem besorgten Schulterzucken. »Ich kann nicht feststellen, was ihm fehlt«, sagte er leise: »Möglicherweise ist er nur erschöpft.«

»Oder er hat schwere innere Verletzungen«, antwortete ich. »Dieser lebende Schraubstock kann ihm sämtliche Rippen gebrochen haben.« Ich deutete mit einer heftigen Kopfbewegung auf das Ufer. »Rudere

uns zurück, Mel. Wir müssen Rowlf zu einem Arzt bringen.«

Mel griff auch gehorsam nach den Riemen, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, denn Howard legte ihm mit einer überhastet wirkenden Geste die Hand auf den Unterarm und drückte kurz zu. »Nein«, sagte er.

»Nein?« Mel wirkte mehr als irritiert.

»Was soll das heißen?« fragte ich.

»Das soll heißen, daß wir keine Zeit dafür haben«, sagte Howard hart. »Wir müssen hinüber nach Liberty Island. Und zwar sofort. Wir brauchen Stunden, wenn wir jetzt zurückrudern, ganz davon abgesehen, daß man uns auf der Stelle verhaften wird. Bis dahin kann es zu spät sein.«

»Zu spät wofür?« fragte ich scharf. »Zu spät, Rowlfs Leben zu retten?«

Meine Worte taten mir im gleichen Moment bereits wieder leid, denn ich sah, wie sehr sie Howard trafen. »Irgendetwas Schreckliches wird geschehen«, sagte er. »Ich weiß nicht, was, aber ich fühle es. Du nicht auch?«

Natürlich spürte ich es. Es gehörte wohl kein besonderes magisches Talent dazu, den Atem des Bösen zu spüren, der wie eine Pestwolke über der Stadt lag. Vermutlich hatten in dieser Nacht sehr viele New Yorker schlechte Träume.

Und wenn wir es nicht verhinderten, flüsterte eine kleine, böse Stimme in meinen Gedanken, dann würden eine Menge von ihnen nicht mehr daraus aufwachen...

Eine Zeitlang – nur ein paar Sekunden, die mir aber wie Ewigkeiten vorkamen – blickte ich auf Rowlfs blasses Gesicht herab. Dann sah ich auf, blickte Mel an und deutete in den Nebel, dorthin, wo Liberty Island und die Statue liegen mochten.

»Kannst du uns hinrudern, Mel?« fragte ich. »Trotz des Nebels?«

Mel antwortete nicht.

Aber einen Moment später griff er mit beiden Händen nach den Rudern und begann zu pullen.

* * *

Es war sehr kalt hier oben. Der Wind, der unten auf dem Wasser nur unangenehm gewesen wäre, war hier schneidend, und der Nebel, der bis auf den Strand hinaufgekrochen war, umspielte unheimlich den Rocksaum der gigantischen Statue aus Kupfer und Stahl. Es sah aus, als wären der Hafen und die Stadt verschwunden, als stünde die Statue auf einer Wolke, dicht unter dem Himmelsgewölbe, zu dem sie den rechten Arm emporreckte. Dann und wann bewegte sich etwas in diesem Nebel; etwas, das ganz und gar nicht dort hineingehörte und das fester und materieller wurde, mit jedem Moment, der verging.

Das Mädchen wußte, was es war, denn es hatte es gerufen. Noch war es nicht ganz soweit; noch fehlten wenige kurze Stunden, bis das Ding dort unten im Nebel, von dem der schwarze Riesenkrake nur ein kleiner Teil gewesen war, Wirklichkeit werden würde.

Das hieß – wirklich würde es niemals werden. Es war kein Wesen, das einen Körper gehabt hätte, sondern pures Sein. Es war nicht das absolut Böse an sich, denn das gab es nicht, so wenig, wie es das absolut Gute gab, zumindest auf dieser Welt. Aber es kam der Definition dieses Begriffes doch so nahe, daß der Unterschied lächerlich klein wurde.

So, wie der schwarze Riesenkrake aus den lichtlosen Tiefen des Meeres hervorgestiegen war, um ihm seinen Körper zu leihen, war es nur auf der Suche nach einem anderen Leib, einem sehr viel mächtigeren Körper, den es übernehmen und zu dem einzigen Zweck gebrauchen konnte, zu dem ein Körper dieser Größe nutzbar war. Zerstören.

Ganz egal, was. Und ganz egal, warum. Denn die Zerstörung war sein Element. Das namenlose Es, das sich unter den brodelnden Nebelschwaden zu materialisieren begann, war das Chaos.

* * *

Der Nebel war endlos, und wir ruderten seit einer Million Jahre durch ihn hindurch. Die grauen Schwaden hatten die Welt ausgelöscht, Himmel und Erde verschluckt und Zukunft und Vergangenheit zusammengeschmolzen. Selbst das Wasser, über das das Boot glitt, war kein Wasser, sondern verflüssigter Nebel, von dem graue Schwaden aufstiegen, die wie dürre Geisterfinger nach den Ruderblättern griffen, am Holz des winzigen Schiffchens nagten und sich als klebriger kalter Film auf unsere Haut legten.

In Wahrheit ruderten wir natürlich erst seit weniger als zwanzig Minuten, und der Nebel war nichts als Nebel. Außerdem war es – vorsichtig ausgedrückt – saukalt. Aber genau das war es, was ich empfand, während uns Mel durch die graue Suppe steuerte. Außerdem betete ich insgeheim, daß er wirklich wußte, wohin wir fuhren, und der Bug unseres Bootes nicht in Wahrheit auf Smolensk ausgerichtet war...

Ein leises Stöhnen drang in meine Gedanken. Ich fuhr auf, sah mich einen Moment erschrocken um und bemerkte erst, daß es Rowlf gewesen war, als sich Howard hastig vorbeugte.

Der rothaarige Riese versuchte sich zu bewegen, aber allein der Versuch schien ihm Schmerzen zu bereiten, denn sein Gesicht verzerrte sich sofort wieder zu einer Grimasse. Aber wenigstens war sein Blick nicht mehr leer. Er versuchte sogar zu grinsen, als er mich ansah.

»Bleib ganz ruhig liegen, Rowlf«, sagte Howard hastig. »Du darfst dich nicht bewegen.«

Natürlich versuchte es Rowlf doch. Mit dem Ergebnis, das sich seine Lippen sofort wieder vor Schmerz verzogen. Aber Rowlf wäre nicht Rowlf gewesen, hätte er so leicht aufgegeben. Keuchend stemmte er sich hoch, klammerte sich mit der rechten Hand an der Bordwand fest und preßte die andere auf seine Rippen.

»’s geht schon«, sagte er gepreßt. »Au verdammt, diesmal war’s knapp, wa?«

Howard nickte, während ich versuchte, die Situation durch ein Lächeln zu entspannen. Rowlf blickte mich einen Moment lang an, dann drehte er den Kopf nach rechts und links, starrte einen Moment lang konzentriert in den Nebel hinein und runzelte demonstrativ die Stirn. »Sieht aus, wie wenn ich ’n Moment weggetreten gewesen war«, sagte er. »Wo simmer?«

»Noch im Hafen«, sagte Howard. »Auf dem Weg nach Liberty Island. Wenigstens«, fügte er mit einem besorgten Stirnrunzeln in Mels Richtung hinzu, »hoffe ich das.«

Mel ignorierte ihn kurzerhand. Aber ich glaubte, auch auf seinem Gesicht einen Ausdruck von Sorge zu erkennen, wenngleich dies weiß Gott genug andere Gründe haben konnte. Es war mir ohnehin kaum verständlich, daß Mel bisher so gelassen auf alles reagiert hatte. Aber vielleicht ging es ihm wie vielen, die jäh mit dem Unvorstellbaren

konfrontiert werden: der Schrecken war so groß, daß der Verstand im ersten Moment einfach nicht in der gebührenden Weise darauf reagieren konnte.

»Scheißnebel«, murrte Rowlf. »Gefällt mir nich. Hoffentlich verirren wir uns nich.«

Ich nickte. »Du hast recht«, sagte ich. »Mir gefällt dieser Nebel ebensowenig.« Aber das entsprach nicht ganz der Wahrheit – ich hatte viel weniger Bedenken, daß wir uns zu verirren könnten, als mehr... ja, dachte ich schaudernd, es war etwas in diesem Nebel, das mir Angst machte. Irgend... etwas verbarg sich hinter diesen treibenden grauen Schwaden...

»Wir sind gleich da«, sagte Mel in diesem Moment. »Noch ein paar Minuten.«

Es war mir ein Rätsel, woher er das wissen wollte, denn der Nebel lag wie eine undurchdringliche graue Wand dicht vor dem Bug unseres Schiffchens, aber ich widersprach nicht, und tatsächlich tauchte schon Augenblicke später ein heller Streifen feinen weißen Sandstrandes vor uns auf. Mel griff noch einmal kräftig in die Riemen, und das Boot schoß ein gutes Stück auf den Strand hinauf, kippte leicht nach rechts und kam knirschend zur Ruhe. Von der Statue oder irgend etwas anderem als weißem Sand und schmutziggrauem Nebel war allerdings nichts zu sehen.

»Sind Sie sicher, daß wir richtig sind?« fragte Howard zweifelnd.

Mel schürzte beleidigt die Lippen. »Sehr sicher«, antwortete er. »So viele Inseln gibt es hier nicht, wissen Sie?« Er stand auf, stieg aus dem Boot und deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne. »Seien Sie vorsichtig. Seit dem Diebstahl haben sie einen Zaun errichtet. Es ist nicht sehr angenehm, in einen Stacheldrahtverhau hineinzurennen.«

»Wachen?« fragte Howard knapp.

»Nur eine, so viel ich weiß«, antwortete Mel nach kurzem Überlegen. »Und die wird sich bei diesem Sauwetter kaum blicken lassen. Aber es ist trotzdem besser, wenn wir leise sind.«

Vorsichtig stiegen auch Howard und ich aus dem schräg daliegenden Boot, und auch Rowlf erhob sich und machte einen schwankenden Schritt auf den Strand hinaus, ehe er sich umdrehte und das Boot – mit schmerzverzerrtem Gesicht, aber ohne sichtliche Anstrengung – völlig aus dem Wasser zog, damit es nicht von einer vorwitzigen Welle

ins Meer hinaus entführt werden konnte.

Howard sah ihm stirnrunzelnd dabei zu. »Es wäre besser, wenn du hierbliebest«, sagte er schließlich. »Du bist verletzt.«

»Wattdenn, wattdenn?« fauchte Rowlf beleidigt. »Der Kratzer? Wenn mir die Tante nochma übern Weg läuft, dreh ich ihr ’n neues Gewinde innen Hals. Abba verkehrt rum!«

Howard grinste, aber nur ganz kurz. »Ich meine es ernst, Rowlf«, sagte er. »Und jemand muß schließlich hierbleiben und auf das Boot aufpassen.«

»Laß doch den Kurzen hier!« Rowlf deutete mit einer Kopfbewegung auf Mel, der ihn unverstehend anblinzelte. »Ich komm mit, basta. Wemma euch ’ne Minute allein läßt, habt ihr doch nix bessers zu tun, als euch umbringen zu lassen.«

Howard gab auf, zuckte noch einmal mit den Achseln und drehte sich um, und auch ich versuchte nicht noch einmal, Rowlf zum Zurückbleiben zu überreden. Obgleich ich Howards Sorge verstand und teilte, fühlte ich mich einfach sicherer, diesen gutmütigen, aber ungeheuer starken Riesen neben mir zu wissen.

Angeführt von Mel, gingen wir den leicht ansteigenden Sandstrand hinauf. Der Nebel bewegte sich hier stärker als draußen auf dem Meer, und ab und zu glaubte ich ein körperliches Huschen und Wogen zu sehen, wie etwas Finsteres und unglaublich Großes, das sich in den spinnwebfeinen Schwaden bewegte. Aber es verschwand stets, wenn ich versuchte, es genauer zu erkennen. Trotzdem hatte ich das intensive Gefühl, von etwas Lebendem umgeben zu sein.

Kurz danach erreichten wir den Stacheldrahtverhau. Es war eine roh zusammengezimmerte, aber mehr als mannshohe Barriere, die von rostigen Spitzen und Widerhaken nur so strotzte. Rowlf versuchte probehalber, die Drähte weit genug auseinanderzuziehen, daß wir der Reihe nach darunter hindurchkriechen konnten, aber selbst seine Riesenkräfte versagten bei den straff gespannten und ineinander verwickelten Drähten. Und an ein Hinüberklettern war nicht zu denken. Ebensogut hätte man versuchen können, einen Wüstenkaktus zu besteigen.

»Suchen wir das Tor«, sagte Mel achselzuckend. »Vielleicht kommen wir dort hinein.«

Wir wandten uns nach links und gingen los. In der grauen

Unendlichkeit, die uns umgab, war es schwer, irgendeine Entfernung zu schätzen, aber wir konnten noch nicht sehr weit gegangen sein, als Mel plötzlich stehenblieb und mit einem überraschten Laut nach vorne wies.

Eine Sekunde später erkannte ich den Grund für seinen Schrecken.

Nicht sehr weit vor uns war der Zaun niedergebrochen. Die armdicken Balken waren zerborsten wie dünne Streichhölzer, der Stacheldraht zerrissen. Eine mindestens fünfzehn Yards breite, tief aufgewühlte Schleifspur führte vom Meer kommend durch die Lücke und verschwand im Nebel.

»Großer Gott«, murmelte Mel, »was war das?«

Howard und ich tauschten einen raschen Blick, zogen es aber vor, zu schweigen. Weder er noch ich wußten, was hier aus dem Meer gekommen war und den Zaun niedergewalzt hatte, aber wir hatten eine ungefähre Ahnung, was es sein konnte, und das allein reichte mir schon. Vorsichtig, um uns nicht an einer Spitze der wirr umherliegenden Drahtfetzen zu verwunden, gingen wir durch die Lücke im Zaun und folgten der Spur, wobei ich so angestrengt in den Nebel starrte, daß meine Augen zu schmerzen begannen. Ich verspürte nicht die geringste Lust, dem was-auch-immer zu begegnen, das diese Spur hinterlassen hatte.

Aber es war nicht mehr da, und statt der tentakelschwingenden Scheußlichkeit, auf die ich halbwegs gefaßt war, tauchte nach wenigen Schritten ein kolossaler schwarzer Schatten vor uns auf.

Mel blieb stehen. »Da ist sie«, murmelte er.

Auch ich verhielt unwillkürlich im Schritt. Von der Freiheitsstatue war nicht viel zu erkennen; sie war wenig mehr als ein verschwimmender Schemen, der sich auf dem gigantischen rechteckigen Block vor uns erhob, aber allein die Ahnung ihrer Größe ließ mich schaudern.

Aber da war noch etwas.

Es war das gleiche Gefühl, mit dem mich der Nebel erfüllt hatte, das Empfinden, von etwas Lebendem und unglaublich Bösem umgeben zu sein.

Und als ich mich umwandte und in Howards Gesicht blickte, begriff ich, daß auch er es spürte.

»Da ist das Tor.« Mel deutete auf einen gewaltigen Durchgang, fast genau am Ende der Schleifspur. »Sonderbar – es steht offen. Dabei weiß ich genau, daß sie es sorgsam abschließen.« Er schüttelte den Kopf und wollte weitergehen, aber Howard streckte rasch die Hand aus und hielt ihn zurück. »Es ist besser, wenn Sie jetzt nicht weiter mit uns kommen, Mister Melville«, sagte er.

Mel wollte auffahren, aber Howard ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. »Sie haben uns hierher gebracht, und dafür sind wir Ihnen sehr dankbar, Mister Melville«, fuhr er fort. »Aber was jetzt kommt, ist zu gefährlich für Sie. Sie könnten Schaden nehmen.«

»Das ist wohl mein Problem, oder?« schnappte Mel zornig. »Ich komme mit, und damit basta. Denken Sie, ich habe all das auf mich genommen, um jetzt die Hände in die Taschen zu stecken und nach Hause zu gehen? Ich bleibe bei euch!«

»Nein, Mel«, sagte ich ruhig. »Das wirst du nicht. Howard hat recht. Möglicherweise ist dort vorne gar nichts, aber möglicherweise könntest du auch zu Schaden kommen. Du könntest umgebracht werden. Geh zurück und paß auf, daß unser Boot nicht davonläuft.«

Mel starrte mich an, und für einen Moment blitzte kalte Wut in seinen Augen auf. Ich verstärkte meinen hypnotischen Druck ein wenig, und mit einem Male lächelte er.

»Du hast völlig recht, Bob«, sagte er. »Jemand muß auf das Boot achtgeben.«

»Eben. Du gehst, und wenn du irgend etwas Ungewöhnliches siehst oder hörst, dann machst du, daß du wegkommst, so schnell du nur kannst. Wenn wir...« Ich zögerte einen ganz kurzen Moment. »... in zwei Stunden nicht zurück sind, dann fährst du zur Stadt zurück und schwingst dich in den ersten Zug, den du erreichen kannst.«

»Und wohin soll ich fahren?« erkundigte sich Mel mit einem freundlichen Lächeln, das mir fast das Herz brach. Ich kam mir schäbig und gemein vor, ihn seines freien Willens zu berauben.

»Das ist gleich«, antwortete ich. »Nur fort. Ziemlich weit.«

»In Ordnung«, sagte Mel, nickte noch einmal und wandte sich um, um mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten im Nebel zu verschwinden.

»Gut gemacht«, sagte Howard. Ich starrte ihn an, antwortete aber nicht, sondern wandte mich mit einer schon übertrieben heftigen

Bewegung dem Tor zu und ging darauf los.

Daß irgend etwas mit dieser Statue ganz und gar nicht stimmte, wurde uns schon klar, noch bevor wir das Tor erreichten. Durch den handbreiten Spalt in den nur angelehnten Flügeln drang ein sanftes, hellgrünes Leuchten; giftiges Licht, das auf schwer zu fassende Weise unangenehm war. Ein sonderbarer, hoher Ton lag in der Luft, pulsierend im gleichen Rhythmus wie das Leuchten; ein Summen, aber gleichzeitig auch ganz, ganz anders.

Rowlf gebot mir mit einer Geste, zurückzubleiben, näherte sich vorsichtig dem Tor und legte die gespreizten Finger der rechten Hand darauf. Ganz instinktiv wartete ich auf ein unheimliches Knarren und Quietschen, aber statt dessen schwang das Tor vollkommen lautlos auf und gewährte uns einen Blick ins Innere des Gebäudes.

Viel gab es allerdings nicht zu sehen. Das grüne Licht war hier viel intensiver, aber es war ein Licht, in dem man sehr wenig erkennen konnte, das die Unterschiede zwischen Helligkeit und Schatten auf unheimliche Weise verwischte und die Konturen aller Dinge fremd und feindselig erschienen ließ.

Zumindest konnten wir genug erkennen, um zu sehen, daß die Halle leer war. Und daß der Quell des grünen Lichtes weit im Inneren der Statue liegen mußte, denn es gab eine Treppe am jenseitigen Ende der Halle, deren obere Stufen sich in gleißender Helligkeit aufzulösen schienen.

»Keinen Laut mehr jetzt«, sagte Howard überflüssigerweise, während wir uns der Treppe näherten, angeführt von Rowlf, der mit kampflustig geballten Fäusten einen Schritt voraus ging. Ich versuchte mehr Einzelheiten unserer Umgebung zu erkennen, aber es gelang mir nicht. Von außen hatte das Gebäude einen vollkommen intakten Eindruck gemacht, hier innen aber war deutlich zu sehen, daß vieles noch im Bau und erst halb fertig war. Und zusätzlich ließ das grüne Licht alles verschwimmen.

Ich griff nervös nach meinem Stockdegen und konzentrierte mich auf die Treppe. Sie bestand aus Metall und war, wie fast alles hier drinnen, noch nicht zur Ganze fertiggestellt – es gab kein Geländer, und die Stufen, die sich schneckenhausartig um einen armdicken metallenen Pfeiler drehten, erinnerten mich an das Skelett eines bizarren Urzeittieres. Sonderbarerweise schien das grüne Licht vor uns zurückzuweichen, im gleichen Tempo, in dem wir uns ihm näherten. Waren die Stufen zu Anfang nicht mehr als Schemen gewesen, die sich

in grüner Säure aus Helligkeit auflösten, so waren sie jetzt deutlich zu erkennen, der Quell des unheimlichen Leuchtens sehr viel weiter zum oberen Ende der Treppe zurückgewichen.

Es war die offensichtlichste Falle, die ich jemals gesehen hatte.

Ich konnte nicht der einzige sein, dem solcherlei Gedanken durch den Kopf gingen, denn Howard blieb mit einem Male stehen und deutete, mit einer fahrigen Geste nach oben.

»Das gefällt mir nicht«, sagte er. »Wenn sie wirklich dort oben ist, weiß sie, daß wir kommen.«

Ich starrte ihn an, zuckte mit den Schultern und ging weiter. »Dann bleib doch hier«, sagte ich grob, ging auch an Rowlf – der ebenfalls stehengeblieben war – vorbei und begann die Treppe zu erklimmen, rascher, als es angesichts des nicht vorhandenen Geländers vielleicht ratsam gewesen wäre. Die geriffelten Metallstufen begannen unter meinem Gewicht zu zittern, aber ich lief eher noch schneller und sah nicht einmal zurück, um mich davon zu überzeugen, daß Howard und Rowlf mir folgten.

Natürlich taten sie es. Nach etwa zwei Dutzend Stufen erreichte ich einen Absatz, blieb stehen und wartete, bis die beiden zu mir aufgeschlossen hatten, erst dann ging ich weiter.

Die Treppe schien kein Ende zu nehmen. Wir mußten uns längst im Inneren der eigentlichen Statue befinden, aber von unserer Umgebung war nicht viel zu erkennen: das grüne Leuchten hüllte uns ein, und alles, was weiter als einen halben Schritt entfernt war, war einfach in pulsierendem grünem Licht verschwunden – mit Ausnahme der Stufen, die wir hinaufgelockt wurden. Meine Hand spielte immer nervöser am Kristallknauf des Stockdegens. Ich wußte einfach, daß Priscylla dort oben am Ende der Treppe auf mich wartete – aber ich wußte weder, was dieses dort oben sein mochte, noch was geschehen würde.

Aber was immer es sein mochte – es würde etwas Entsetzliches sein.

* * *

Es war sehr kalt hier oben. Der Wind schnitt wie mit dünnen Messerchen durch meine Kleidung, und der Nebel hatte jetzt nicht nur den Hafen, sondern die ganze Welt verschlungen; eine vom Himmel

gestürzte Wolke, aus der sich die gigantische eiserne Statue wie ein gräßliches Fanal der Zerstörung erhob. Zu meiner Rechten wuchs eine absurde Masse aus grünlichem Kupfer empor, und auf der linken Seite des kaum anderthalb Yards breiten Steges erhob sich ein metallenes Geländer.

Wir hatten den höchsten begehbaren Punkt der Statue erreicht, den schmalen Steg, der die emporgereckte Eisenfackel umgab.

Und vor mir stand Priscylla.

Aber wie hatte sie sich verändert!

Von dem schmalgesichtigen, bleichen Mädchen, das teilnahmslos alles mit sich geschehen ließ und nicht einmal den Willen hatte, aus eigener Kraft die notwendigsten Verrichtungen des täglichen Lebens zu tun, war nichts mehr geblieben.

Sie stand vor mir, mit stolz erhobenem Haupt, ruhig und gelassen und mit einem siegesbewußten Glitzern in den Augen. Vor ihr lag das Buch, in der Mitte aufgeschlagen und umgeben von einem Kranz aus unglaublich intensivem, giftiggrünem Licht. Die verwirrenden, für einen Außenstehenden vollkommen sinnlos erscheinenden Zeichen und Runen, die die uralten Seiten bedeckten, schienen von innen heraus zu glühen wie kleine lodernde Feuerwürmchen, die über das Papier krochen. Ich war mir nicht ganz sicher – aber sie schienen sich tatsächlich zu bewegen.

Und zwischen ihr und dem Buch lagen die SIEGEL.

Die drei ersten der SIEBEN SIEGEL DER MACHT, die Necron in seine Gewalt gebracht hatte und die, zusammen mit den vier übrigen, noch verschollenen Gegenstücken, die GROSSEN ALTEN zu entsetzlichem neuen Leben erwecken würden. Ich hatte sie zerstört geglaubt, zusammen mit Necrons Drachenburg in einem unglaublichen Ausbruch magischer Energien vergangen, aber das stimmte nicht.

Sie waren hier.

Priscylla hatte sie mitgebracht, wie, wußte ich nicht, aber sie hatte sie aus den Trümmern der Wahnsinnsburg gerettet. Nichts, dachte ich entsetzt, absolut nichts hatte sich geändert. Necron war tot, aber der Wahnsinn ging weiter, und jetzt war es Priscylla, die im Bann dieses fürchterlichen Buches und seiner Macht stand. Es war im Gegenteil schlimmer geworden, denn ich hatte den Wahnsinn aus seinem Versteck am Ende der Welt hierher gebracht, nach New York, in eine

Stadt mit Millionen von Menschen, über die jetzt vielleicht der Tod hereinbrechen würde. Oder Schlimmeres.

Hinter mir stieß Rowlf einen kehligen Schrei aus, schob mich zur Seite und stürmte auf Priscylla los.

Er kam nicht einmal dazu, einen Schritt zu machen. Irgend etwas kroch aus dem Buch, traf ihn wie eine körperlose Faust aus Stahl und schmetterte ihn zurück. Er schrie auf, prallte gegen die eiserne Fackel und sank wimmernd in sich zusammen. Priscylla lächelte sanft.

»Priscylla«, murmelte ich. »Was tust du?«

Sie lächelte, aber es war ein bloßes Verziehen der Lippen, das mich schaudern ließ. Der Wind spielte mit ihrem Haar, und für einen Moment hatte ich das Gefühl, etwas Düsteres, körperlos Finsteres wie eine schwarze Aura um ihre Gestalt huschen zu sehen. Dann blickte ich in ihre Augen. Und im gleichen Moment begriff ich, daß es nicht Priscylla war, der ich gegenüberstand.

Ihr Körper, sicher. Aber das, was den Menschen in ihr ausmachte, das Mädchen, das ich liebte, war fort. Sie war das, was sie vom ersten Augenblick an gewesen war, in dem ich sie aus Necrons Gefangenschaft befreit hatte – nichts als eine Hülle aus Fleisch und Blut, in die etwas anderes, Böses geschlüpft war.

Ich hatte mich täuschen lassen, auf grausame, zynische Weise, und ich war zu verbohrt und stur gewesen, es zu sehen, obgleich man es mir mehr als einmal gesagt hatte. Ich dachte an Sitting Bull und seine Worte, an Shadow und Howard und all die anderen – sie alle hatten es erkannt, und sie alle hatten versucht, mich zu warnen.

Nur ich, ich war blind gewesen. Das Mädchen, das vor meinen Augen aus Necrons Glassarg aufgestanden war, war niemals Priscylla gewesen. Sie war vom ersten Moment an das gewesen, als was sie nun vor mir stand – eine leere Hülle, ein Werkzeug, dessen sich die finsteren Mächte des NECRONOMICON bedienten, um hierher zu gelangen, in die Welt der Lebenden, die sie zu vernichten trachteten.

»Du bist nicht Priscylla«, sagte ich.

Das Ungeheuer mit Priscyllas Gesicht lächelte. »Bin ich nicht?« fragte es. Herrgott – es sprach sogar mit ihrer Stimme! »Vielleicht hast du recht. Vielleicht auch nicht. Es spielt keine Rolle mehr.«

Plötzlich erlosch das Lächeln in ihren Augen. Ihr Blick wurde hart. Sie

trat einen halben Schritt vor und streckte fordernd die Hand aus. »Das SIEGEL, Robert«, verlangte sie. »Gib es mir!«

Ich zögerte, griff dann aber in die Tasche, zog Andaras Amulett hervor und hielt es ihr hin. Als sie den Arm noch weiter ausstreckte, um es entgegenzunehmen, ergriff ich blitzschnell ihre Hand und hielt sie fest.

»Warum?« fragte ich. »Wer immer du bist – sag mir, warum?«

Priscylla blickte mich mit einer Mischung aus Zorn und herablassender Verachtung an. Dann riß sie ihre Hand los, so spielerisch, als wäre ich ein kraftloses Kind. Sorgsam legte sie Andaras Sternenamulett zu den drei anderen SIEGELN, strich fast liebkosend mit den Fingerspitzen über die Seiten des aufgeschlagenen NECRONOMICON und blickte erst mich, dann Rowlf und Howard und dann wieder mich an.

»Weil es getan werden muß«, flüsterte sie. »Necron war ein Narr, dem es niemals gelungen wäre, die SIEBEN SIEGEL DER MACHT zu vereinen. Mir wird es gelingen. Die wahren Herren werden auferstehen und euch vom Antlitz dieses Planeten tilgen!«

»Die wahren Herren«, ich mußte mich nicht einmal anstrengen, um meiner Stimme einen bitteren Klang zu verleihen. »Blutrünstige Ungeheuer, meinst du. Priscylla – du bist ein Mensch. Du gehörst zu uns, nicht zu ihnen!«

»Zu euch?« Priscylla kicherte. Ein irrsinniges Funkeln entstand in ihren Augen. »Was könnt ihr mir schon bieten. Sie bieten mir Macht, Robert. Schau!«

Sie deutete mit einer bewußt dramatischen Geste in den Nebel hinaus, und im gleichen Moment...

Es war nichts, was irgendwie sichtbar gewesen wäre. Nichts geschah wirklich, und trotzdem spürte ich das entsetzliche Geschehen überdeutlich.

Irgend etwas löste sich aus dem Nebel, huschte einem unsichtbaren Schatten gleich aus den wogenden grauen Schwaden hervor und drang in die gigantische Statue zu unseren Füßen ein.

Und ich spürte, wie sie sich veränderte. Aus unbelebter Materie wurde belebte. Aus Stahl wurde Fleisch. Die Statue begann sich zu verwandeln! Sie ERWACHTE!!!

»Nein!« kreischte Howard, und plötzlich lag eine Waffe in seiner Hand, ein kleiner, zweischüssiger Damenrevolver, der direkt auf Priscyllas Stirn zielte.

Die Zeit schien stehenzubleiben. Wie in einem Traum, in dem alles hundertfach langsamer, dafür aber mit fast übernatürlicher Klarheit ablief, sah ich, wie der doppelte Lauf der Waffe ein wenig nach unten glitt, bis die Mündung direkt auf die Stelle zwischen Priscyllas Brauen deutete, wie sich Howards Gesicht wie in Agonie verzerrte und sein Daumen den Hahn der zierlichen Waffe spannte, wie sich sein Zeigefinger um die beiden zusammengenieteten Abzüge zusammenzog...

Mein Stockdegen sprang wie von selbst aus der Hülle. Die Waffe zischte herum, glitt beinahe sanft über Howards Handrücken und hinterließ einen fingerlangen Schnitt in seiner Haut. Howard schrie auf, prallte mit schmerzverzerrtem Gesicht gegen die eiserne Fackel und ließ die Waffe fallen. Blitzschnell sprang ich vor, kickte sie mit einem Tritt über den Rand der Plattform und in die Tiefe und hob drohend den Degen.

»Versuch das nicht noch einmal!« warnte ich. »Hörst du, Howard! Wenn du auch nur die Hand gegen sie hebst, töte ich dich!«

Howard starrte mich ungläubig an. Er stand in verkrampfter Haltung da, die Linke auf seine zerschnittene Hand gepreßt; Blut tropfte zwischen seinen Fingern hervor, aber er schien es nicht einmal zu bemerken. In seinen Augen stand ein Ausdruck tiefen, ungläubigen Entsetzens. »Robert«, flüsterte er. »Was... was tust du?«

»Was ich von Anfang an hätte tun sollen«, antwortete ich hart. »Ich werde nicht zulassen, daß du ihr etwas antust, Howard, hörst du? Niemand wird ihr etwas tun. Sie gehört mir!«

Für einen Moment trat ein sonderbares Flackern in seinen Blick. Verstand er? Ich hoffte es; nein – ich flehte darum, daß er es tat. Wenn nicht, war alles verloren.

Noch einmal hob ich drohend den Degen, dann wandte ich mich um, trat mit einem großen Schritt über das aufgeschlagen daliegende NECRONOMICON hinweg und blieb dicht vor Priscylla stehen. In ihrem Blick lag eine sonderbare Mischung aus Mißtrauen und Verwirrung, als sie mich ansah. »Warum hast du das getan?« fragte sie.

»Weil... weil ich zu dir gehöre«, murmelte ich. »Ich könnte nicht mehr

leben ohne dich. Das weißt du doch.«

Priscylla schwieg. Aber ihr Mißtrauen war erschüttert. Vorsichtig näherte ich mich ihr einen weiteren Schritt, schob die Degenklinge in den Stock zurück und ließ die Waffe achtlos zu Boden fallen. Es gab einen sonderbaren, ganz und gar nicht mehr metallischen Klang. Ich schauderte.

»Dann bist du nicht mehr mein Feind?« fragte Priscylla.

»Das war ich nie«, antwortete ich. »Soll doch die ganze Welt zum Teufel gehen! Ich will dich, und nichts sonst. Du und ich, Pri, wir gehören zusammen. Komm – küß mich.«

Und damit nahm ich sie in die Arme.

Vielleicht begriff sie im allerletzten Moment noch, was ich vorhatte, denn sie versteifte sich plötzlich. Aber wenn, dann war es zu spät.

Mit aller Gewalt preßte ich sie an mich, fuhr herum und schwang das linke Bein über das Geländer. Gleichzeitig riß ich sie in die Höhe, verlagerte mein Körpergewicht und hakte mich mit dem rechten Fuß fest.

Ein scharfer Schmerz schoß durch meinen Knöchel, als ich zur Seite kippte und mein und Priscyllas ganzes Gewicht plötzlich nur von meinem rechten Bein gehalten wurde. Meine Muskeln schienen zerreißen zu wollen. Ich spürte, daß ich diese Haltung nur wenige Sekunden durchhalten würde.

Priscylla begann zu schreien, schlug mit beiden Fäusten nach meinem Gesicht und stellte ihren Angriff unverzüglich wieder ein, als ich durch die abrupte Bewegung vollends den Halt zu verlieren drohte. Unter uns war nichts mehr als ein hundert Yards tiefer Abgrund.

»Was tust du?!« kreischte sie.

»Das letzte, was ich noch für dich tun kann«, antwortete ich. »Ich kann nicht ohne dich leben, Priscylla, aber ich kann auch nicht zulassen, daß du lebst. Nicht so!«

Und gleichzeitig schlug ich mit aller geistiger Macht zu. Irgend etwas in ihr schrie auf, sammelte Kraft zu einem Gegenangriff – und zog sich erschrocken zurück, als es begriff, daß sein Sieg seinen Tod bedeuten würde.

Meine Kräfte begannen immer rascher nachzulassen. Eine winzige Unaufmerksamkeit, eine nur Sekundenbruchteile währende Schwäche, und Priscylla und ich würden wie ein Stein in die Tiefe stürzen. Und das Etwas, das von ihr Besitz ergriffen hatte, wußte, daß es mit ihr sterben würde.

»Ruf es zurück!« sagte ich keuchend. »Befiehl es zurück, Pri, oder ich springe!«

Eine einzige, endlose Sekunde spürte ich die ganze ungeheuerliche Kraft des NECRONOMICON wie eine unsichtbare Faust über mir schweben, eine geballte Macht von solchem Ausmaß, daß mir schwindelte. Sie konnte mich zermalmen, schneller als ich den Angriff registrieren könnte.

Aber es würde ihr eigenes Ende bedeuten, denn solange sie Besitz von Priscyllas Körper hatte, war es so verwundbar wie sie.

Und sie zog sich zurück.

Ein tiefes, sonderbares Ächzen drang aus dem gigantischen Stahlkoloß unter uns, ein Laut wie ein schmerzerfüllter Seufzer, aber unendlich fremd und furchteinflößend. Und im gleichen Moment spürte ich, wie das körperlose Etwas, das dem Ruf des NECRONOMICON gefolgt und in die Statue geschlüpft war, wieder wich, sich erneut in die Dimensionen des Wahnsinns zurückzog, aus denen es gekommen war.

»Verzeih mir, Liebling«, flüsterte ich.

Und im gleichen Moment ließ ich los. Mit fast absurder Langsamkeit kippte ich nach links, verlor endgültig den Halt und neigte mich, Priscylla noch immer wie ein Kind in den Armen haltend, über den Abgrund. Priscylla schrie gellend auf, warf den Kopf zurück – und irgend etwas löste sich von ihr.

Es schien endlos zu dauern, und doch vergingen nur Tausendstel einer einzigen Sekunde.

Es war wie eine klebrige finstere Aura, die sich von ihrem Körper löste, einen zeitlosen Moment über uns schwebte und mit einer sonderbar flatternden Bewegung im Inneren des Buches verschwand, das hinter uns lag. Dann kippte die Statue nach rechts weg, Himmel und Erde begannen sich zu drehen, und Priscylla in meinen Armen schrie und schrie und – und eine gigantische Pranke griff nach meinem Gürtel, krallte sich hinein und riß mich mit ungeheuerlicher Kraft zurück.

Ich schrie vor Schmerzen, als ich gegen das eiserne Geländer geschmettert wurde und Rowlf mich rücksichtslos weiterzerrte. Mit dem letzten bißchen Kraft, das mir geblieben war, preßte ich Priscylla an mich, selbst, als wir schon längst wieder auf sicherem Boden waren und keine Gefahr mehr bestand. Rowlf mußte meinen Griff beinahe mit Gewalt lösen.

Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft für ein Stöhnen, als ich zusammensank. Priscylla erschlaffte in meinen Armen, aber auch das bemerkte ich kaum. Ich konnte nicht mehr denken. Alles drehte sich um mich, und alles war unwichtig. Verzweifelt preßte ich Priscylla an mich, sinnlose Laute stammelnd. Ich sah, wie Howard sich über das Buch beugte, es hochriß und mit aller Gewalt von sich schleuderte, hinaus über das Geländer und die Tiefe, sah, wie es, einem bizarren Riesenvogel gleich, einen Moment mit sonderbar flatternden Seiten scheinbar schwerelos in der Luft hängen blieb und dann wie ein Stein zu stürzen begann, und ich glaubte sogar, es im Meer aufschlagen und versinken zu hören, obgleich das schlechterdings unmöglich war.

Und dann geschah etwas, was mich noch einmal – wenn auch nur für Augenblicke – meine Schwäche vergessen ließ, denn Priscylla bewegte sich in meinen Armen, öffnete die Augen und sah mich an.

Und zum ersten Mal seit beinahe zwei Jahren, seit dieser Alptraum begonnen hatte, war es die wirkliche Priscylla, deren Blick ich begegnete.

»Robert?« flüsterte sie verstört. »Was... was ist geschehen? Wo sind wir, und wo... wo ist Mrs. Winden?« Sie setzte sich auf, sah verstört um sich und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. »Das... das ist doch nicht... London?« murmelte sie.

Und in diesem Moment wußte ich, daß sie wirklich frei war.

Nach einer Reise, die mich um die ganze Welt geführt hatte, hatte ich mein Ziel erreicht. Sie war frei. FREI!

Vielleicht ist es albern und romantisch – aber ich dachte ganz genau diesen Satz: Am Schluß hat unsere Liebe doch gesiegt

Wie gesagt – ich dachte es.

Ich Narr.

E N D E

... oder?

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Und siehe: als das Menschengeschlecht die Weiten der Erde bevölkerte, so stiegen die Götter zu ihnen herab, um sie die ewigen Gesetze zu lehren. Und das oberste dieser Gesetze war: Du sollst nicht streben nach göttlicher Macht und danach, uns gleich zu werden. Du sollst nicht danach trachten, das Geheimnis des Lebens zu ergründen, denn wir allein sind bestimmt, jedwede Kreatur zu formen nach unserem Willen. Verletzt ihr dies Gesetz, so wird die Erde sich unter euren Füßen auftun und die Toten freigeben, auf daß sie den Frevel rächen.

Im Laufe der Jahrtausende aber vergaßen die Menschen die Gesetze der Götter – und wurden gestraft, mit Pestilenz und Not und blutigen Kriegen. Das oberste Gesetz jedoch wurde nie gebrochen.

Bis zu jenem verfluchten Tag im Juli des Jahres 1886...

Wer die Götter erzürnt



Oben: Der amerikanische Romanschriftsteller Herman Melville (1819-1691). Verfasser dunkler, esoterischer Gedichte. Ein Zeitgenosse Robert Cravens. Sein Hauptwerk war »Moby Dick«.

Unten: Die Freiheitsstatue wird errichtet. Höhe des Sockels: 47 Meter; Höhe der eigentlichen Statue: 46 Meter. Stahlgerüst mit einer Verkleidung aus Kupferplatten. Das Bild zeigt sie im Jahre 1884; eingeweiht wurde sie im Oktober 1886.

